



Leseprobe

Brandon Sanderson
Der Turm der Lichter
Roman

»Ein grandioses Epos! Ich habe jede Seite davon verschlungen.« *Patrick Rothfuss, Autor von »Der Name des Windes«*

Bestellen Sie mit einem Klick für 18,00 €



Seiten: 1072

Erscheinungstermin: 11. Mai 2023

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Von Brandon Sanderson sind im
Wilhelm Heyne Verlag erschienen:

Die Seele des Königs

DIE STEELHEART-REIHE

Steelheart

Fireflight

Calamity

Mitosis

DIE STURMLICHT-CHRONIKEN

Der Weg der Könige

Der Pfad der Winde

Die Worte des Lichts

Die Stürme des Zorns

Der Ruf der Klängen

Die Splitter der Macht

Der Rhythmus des Krieges

Der Turm der Lichter

Die Tänzerin am Abgrund

Der Splitter der Dämmerung

MAGIC™: THE GATHERING

Die Kinder des Namenlosen

*Für Isaac Stewart,
der meine Phantasie malt.*

VORWORT UND DANKSAGUNG

Mit großem Stolz präsentiere ich Ihnen »Der Rhythmus des Krieges« und »Der Turm der Lichter«, die Teile sieben und acht der *Sturmlicht-Chroniken* (die beiden Hälften der Übersetzung von *Rhythm of War*, Anm. d. Ü.). Zehn Jahre sind vergangen, seit ich mit dieser Serie angefangen habe, und es ist bisher für mich eine sehr befriedigende Erfahrung gewesen, die Vision, die ich all die Jahre hindurch mit mir herumgetragen habe, wachsen und gedeihen zu sehen. Insbesondere eine Szene am Ende von »Der Turm der Lichter« gehört zu den ersten, die mir je für diese Reihe in den Sinn gekommen sind – vor mehr als zwanzig Jahren!

Wir nähern uns dem letzten Buch dieser Folge der *Sturmlicht-Chroniken*. (Ich habe die Reihe als zwei Abteilungen von je zehn Bänden konzipiert, mit zwei größeren Handlungsbögen.) Haben Sie herzlichen Dank dafür, dass Sie all die Jahre bei mir geblieben sind! Mein Ziel ist es, die restlichen Bände in einem vernünftigen Zeitrahmen folgen zu lassen. Wie immer waren die Abgabetermine eng gesetzt, und damit sie eingehalten werden konnten, haben viele Personen eine Menge ihrer Zeit geopfert. Die Liste wird recht lang sein, aber jeder Einzelne von ihnen hat es verdient, für seine Mühen erwähnt zu werden.

Bei Tor Books war meine Hauptlektorin für diesen Roman Devi Pillai, und sie war unermüdlich, pünktlich und eine wunderbare Fürsprecherin für die *Sturmlicht-Chroniken*. Dies ist mein erstes Kosmeer-Buch, das nicht von meinem langjährigen Lektor Moshe Feder betreut wurde, der noch immer einen gro-

ßen Dank dafür verdient, dass er diese Reihe während ihrer frühen Jahre umsorgt und beaufsichtigt hat. Aber ich will Devi besonders dafür danken, dass sie so sehr dabei geholfen hat, den Übergang glatt und leicht zu machen.

Wie immer geht ein Dank an Tom Doherty, der mir meine ersten Chancen zur Veröffentlichung gegeben hat. Devis und Toms Team bei Tor, die an diesem Buch mit uns zusammengearbeitet haben, besteht aus Rachel Bass, Peter Lutjen, Rafal Gibek und Heather Saunders.

Bei Gollancz, meinem englischen Verlag, möchte ich einen besonderen Dank an Gillian Redfearn aussprechen, die ihre redaktionelle Unterstützung während des gesamten Herstellungsprozesses zur Verfügung gestellt und auch sehr hart daran gearbeitet hat, dem Buch ein großartiges Aussehen zu verleihen.

Unser Redakteur war der stets großartige Terry McGarry, und zum ersten Mal war als Co-Redakteurin Kristina Kugler dabei. Ich hatte schon seit Langem mit Kristina an einem Kosmeer-Buch zusammenarbeiten wollen, und sie hat bei diesem hier eine ausgezeichnete Arbeit geleistet.

Der Produzent unseres Hörbuchs war Steve Wagner. Zur Reihe zurückgekehrt sind Michael Kramer und Kate Reading, die besten Sprecher auf der ganzen Welt. Ihnen gebührt mein herzlichster Dank dafür, dass sie einverstanden waren, dieses Monster einer epischen Fantasy-Serie zu vertonen.

Meine Hauptagentur für dieses Buch war JABberwocky Literary Agency mit Joshua Bilmes am Steuer. Assiiert haben ihm Susan Velazquez, Karen Bourne und Valentina Sainato. Unser englischer Agent ist John Berlyne von der Zeno Literary Agency. Für ihre Arbeit und Fürsprache bin ich wie immer sehr dankbar.

In meiner eigenen Firma Dragonsteel Entertainment ist meine wunderbare Frau Emily Sanderson die Managerin. Der unbeschreibliche Peter Ahlstrom ist unser Vizepräsident und redaktioneller Direktor, und Isaac Stewart ist unser künstlerischer

scher Leiter. Normalerweise stelle ich etwas Dummes mit seinem Namen an, aber in Anbetracht der Tatsache, dass dieses Buch ihm gewidmet ist, war ich der Meinung, dass ich es diesmal besser sein lassen sollte. Isaac ist nicht nur derjenige, der die wunderbaren Landkarten erschafft, sondern er hat mich auch damals meiner Frau vorgestellt (bei einem Blind Date!). Wenn Sie je die Gelegenheit haben sollten, ihm zu begegnen, lassen Sie sich Ihr Exemplar dieses Buches von ihm signieren und plaudern Sie mit ihm über Ihre liebsten Lego-Baukästen.

Auch bei Dragonsteel arbeiten Karen Ahlstrom, unsere Continuity-Redakteurin, und Kara Stewart, unsere Versandleiterin. Adam Horne ist mein Publicity-Manager und persönlicher Assistent, und er ist derjenige, der immer einfach alles hinkommt. Die anderen Angestellten in unserem Laden sind Kathleen Dorsey Sanderson, Emily »Mem« Grange, Lex Willhite und Michael Bateman. Sie sind diejenigen, die Ihnen Ihre T-Shirts, Poster und signierten Bücher zuschicken. Ihre Assistenten, die »Mini-Minions« unseres Teams, sind Jacob, Hazel, Isabel, Matthew, Audrey, Tori und Joe. Zusätzlich geht ein Dank an alle freiwilligen Helfer, insbesondere an die immer so großartige Christi Jacobson.

Die Künstler, die zu »Der Rhythmus des Krieges« und »Der Turm der Lichter« beigetragen haben, haben während der Fertigstellung ihrer Kunstwerke nicht nur Tragödien und der Pandemie getrotzt, sondern buchstäblich auch Stürmen, die über sie hereingebrochen sind. Ich bewundere ihr Talent und ihre Hingabe, und ihnen allen möchte ich nicht nur meinen tief empfundenen Dank aussprechen, sondern ihnen auch Frieden in turbulenten Zeiten wünschen.

Einer der Höhepunkte in meiner Karriere ist die Arbeit mit Michael Whelan. Es macht mich demütig, dass er die Bücher so sehr unterstützt und sogar persönliche Projekte beiseitegelegt hat, damit er die wunderbaren Gemälde für die Reihe erschaffen konnte. Schon für ein einziges seiner Umschlagbil-

der wäre ich zutiefst dankbar gewesen, und deshalb schätze ich mich unglaublich glücklich, dass er seine Magie auch diesmal einsetzt und dabei das bisher beste Sturmlicht-Umschlagbild geschaffen hat. Es ist zweifellos ein Meisterwerk, und ich bewundere es sehr.

In »Der Ruf der Klingen« und »Die Splitter der Macht« hatten wir Porträts der Herolde auf den vorderen und hinteren Vorsatzblättern abgedruckt, und mit dieser Tradition fahren wir hier fort. Zu einem frühen Zeitpunkt des Schreibprozesses haben wir die sechs verbliebenen Herolde in Auftrag gegeben, auch wenn wir wussten, dass zwei von ihnen einem zukünftigen Buch vorbehalten sein würden. Jeder Künstler schuf Meisterwerke. Donatos Herold Talenelat ist sorgenzerfressen und doch triumphierend, und es bereitet mir großes Vergnügen, seine wundervolle Vision dieses Charakters zu sehen. Miranda Meeks ist keine Fremde in den *Sturmlicht-Chroniken* – wir arbeiten bei jeder sich bietenden Gelegenheit zusammen –, und ihr Herold Battah ist majestätisch und rätselhaft. Karla Ortiz, deren Werk ich schon seit geraumer Zeit bewundere, hat uns ruhmreiche und fast perfekte Visionen der Herolde Chanaranach und Nalan geschenkt. Und schließlich sind Magali Villeneuves Herolde Pailiah und Kelek verblüffend und wundervoll. Howard Lyon arbeitete mit ihr zusammen an Ölversionen der letzten beiden Bilder, die irgendwann zusammen mit den anderen ausgestellt werden.

Dan Dos Santos ist eine lebende Legende und ein guter Freund. Er bringt seinen besonderen Stil in die Modetafeln dieses Bandes ein, und es gelingt ihm, die Sänger zwar als fremdartig, aber auch auf eine Art zu zeigen, mit der sich der Leser emotional identifizieren kann. Ich finde, dieser Spagat ist ihm ausgezeichnet gelungen.

Ben McSweeney ist dieses Jahr als Vollzeitkraft zu Dragonsteel gestoßen, und das vorliegende Buch zeigt einige seiner besten Arbeiten. Schallans Sprengsel-Seiten helfen dabei, das

Bild von Roschar zu vervollkommen. Es gefällt mir, wie Bens Darstellung von Urithirus Atrium die ungeheure Größe der Stadt vermittelt; besonderer Dank gilt hier auch Alex Schneider, der bei einigen architektonischen Fragen beratend tätig war.

Ein dicker Dank geht an Kelley Harris, ein Mitglied des inneren Zirkels unseres Sturmlicht-Teams; sie erweckt Navanis Notizbuchseiten mit einem untrüglichen Sinn für Gestaltung zum Leben, der mich immer wieder an Alphonse Muchas Plakate aus den frühen 1920er-Jahren erinnert.

Überdies haben viele Künstler und andere Personen hinter den Kulissen dieses Buches gewirkt und verdienen ein großes Dankeschön: Miranda Meeks, Howard Lyon, Shawn Boyles, Cori Boyles, Jacob, Isabel, Rachel, Sophie und Hayley Lazo.

Ein paar sehr wichtige Unterstützer von außen haben uns bei diesem Buch geholfen. Shad »Shadiversity« Brooks war unser Experte für die Kriegskünste. Carl Fisk hat uns ebenfalls mit seinem Wissen über dieses Thema zur Seite gestanden. Wenn ich etwas falsch verstanden habe, dann ist es nicht ihre, sondern meine Schuld. In diesem Fall wird es sich um etwas handeln, wonach ich sie nicht rechtzeitig gefragt oder was ich zu ändern vergessen habe.

Unsere Expertin für dissoziative Identitätsstörungen war Britt Martin. Ich schätze ihre Bereitschaft, mit der sie meine Vorschläge angehört hat, wie ich geistige Krankheiten in diesen Büchern besser darstellen könnte. Sie war unsere geheime Strahlende Ritterin für diesen Roman und immer da, um mich anzutreiben.

Besonderer Dank geht an vier unserer Beta-Leser für ihre gehaltvollen Rückmeldungen zu einem bestimmten Aspekt der Sexualität: Paige Phillips, Alyx Hoge, Blue und E. N. Weir. Dem Buch haben eure Beiträge gutgetan.

Unsere Schreibgruppe zu diesem Buch bestand aus Kaylynn ZoBell, Kathleen Dorsey Sanderson, Eric James Stone, Darci Stone, Alan Layton, Ben »kannst du bitte diesmal meinen Namen

richtig schreiben, Brandon« Olzedixploxipllentivar, Ethan Skarstedt, Karen Ahlstrom, Peter Ahlstrom, Emily Sanderson und Howard Tayler. Eine bessere Gruppe aus fröhlichen Herren und Damen wird niemand finden. Sie haben jede Woche große Portionen dieses Buches gelesen und es hingenommen, dass ich andauernd gewaltige Änderungen vorgenommen habe; sie haben mir dabei geholfen, den Roman in Form zu bringen.

Unser Expertenteam aus Beta-Lesern bestand aus Brian T. Hill, Jessica Ashcraft, Sumejja Muratagić-Tadić, Joshua »Jofwu« Harkey, Kellyn Neumann, Jory »Jor the Bouncer« Phillips (Glückwunsch, Jory!), Drew McCaffrey, Lauren McCaffrey, Liliana Klein, Evgeni »Argent« Kirilov, Darci Cole, Brandon Cole, Joe Deardeuff, Austin Hussey, Eliyahu Berelowitz Levin, Megan Kanne, Alyx Hoge, Trae Cooper, Deana Covel Whitney, Richard Fife, Christina Goodman, Bob Kluttz, Oren Meiron, Paige Vest, Becca Reppert, Ben Reppert, Ted Herman, Ian McNatt, Kalyani Poluri, Rahul Pantula, Gary Singer, Lingting »Botanica« Xu, Ross Newberry, David Behrens, Tim Challener, Matthew Wiens, Giulia Costantini, Alice Arneson, Paige Phillips, Ravi Persaud, Bao Pham, Aubree Pham, Adam Hussey, Nikki Ramsay, Joel D. Phillips, Zenef Mark Lindberg, Tyler Patrick, Marnie Peterson, Lyndsey Luther, Mi'chelle Walker, Josh Walker, Jayden King, Eric Lake und Chris Kluwe.

Unser Kommentar-Koordinator für die Beta-Leser war Peter Orullian, der selbst ein ausgezeichneter Schriftsteller ist.

Unsere Gamma-Leser bestanden aus vielen der Beta-Leser, und zusätzlich waren dabei: Chris McGrath, João Menezes Morais, Brian Magnant, David Fallon, Rob West, Shivam Bhatt, Todd Singer, Jessie Bell, Jeff Tucker, Jesse Salomon, Shannon Nelson, James Anderson, Frankie Jerome, Zoe Larsen, Linnea Lindstrom, Aaron Ford, Poonam Desai, Ram Shoham, Jennifer Neal, Glen Vogelaar, Taylor Cole, Heather Clinger, Donita Orders, Rachel Little, Suzanne Musin, William »aberdasher«, Christopher Cottingham, Kurt Manwaring, Jacob Hunsaker,

Aaron Biggs, Amit Shteinheart, Kendra Wilson, Sam Baskin und Alex Rasmussen.

Ich weiß, dass viele von denen, die das hier lesen, gern dem Beta- oder Gamma-Team beitreten würden, aber Sie sollten wissen, dass es nicht annähernd so nett ist, wie es scheint. Diese Leute müssen das Buch oft unter großem Zeitdruck lesen, und sie bekommen es in unvollendeter Form vorgelegt. In vielerlei Hinsicht berauben sie sich der Möglichkeit, das Buch in seiner besten Form zu genießen, und sie erhalten einen nicht ganz so guten Eindruck davon, damit sie es für Sie alle besser machen können. Ich zolle ihrer unermüdlichen Arbeit große Bewunderung. Wegen ihrer Bemühungen ist das Buch viel besser, als es ohne sie gewesen wäre.

Ich weiß, das war eine lange Liste. Mit jedem neuen Buch wird sie länger! Aber ich schätze jeden Einzelnen von ihnen. Wie ich oft sage, steht zwar nur mein Name auf dem Umschlag, aber diese Romane sind wirklich Gruppenarbeiten, in welche das Talent und das Wissen vieler verschiedener Menschen einfließen.

Wegen ihnen können Sie jetzt »Der Rhythmus des Krieges« und »Der Turm der Lichter« lesen, die beiden Hälften der Übersetzung von »The Rhythm of War« und damit Teil sieben und acht der *Sturmlicht-Chroniken*. Mögen Sie die Reise genießen!

Diese Gedanken versuchte er zu verbannen und lief jetzt einfach weiter. Später mochte er noch so lange, wie er wollte, über das nachdenken, was er getan hatte. Erst einmal musste er aber einen sicheren Ort finden, an dem er sich verstecken konnte. Der Turm war nicht länger sein Zuhause, sondern eine feindliche Festung.

Syl schwirrte vor ihm dahin und überprüfte jede Abzweigung, bevor er bei ihr eintraf. Das Sturmlicht hielt ihn zwar in Gang, aber er fragte sich doch, was geschehen würde, wenn es einmal aufgebraucht war. Würden ihn dann seine Kräfte verlassen? Würde er mitten im Korridor zusammenbrechen?

Warum hatte er nicht mehr Kugeln von seinen Eltern oder von Loral mitgenommen, bevor er aufgebrochen war? Er hatte nicht einmal daran gedacht, die Axt der Sturmform zu ergreifen. Abgesehen von seinem Skalpell war er ganz unbewaffnet. Er hatte sich zu sehr daran gewöhnt, Syl als seinen Splitter-speer zu benutzen, aber da sie sich nicht mehr verwandeln konnte ...

Nein, dachte er mit Nachdruck. Keine Gedanken. Gedanken sind gefährlich. Geh einfach weiter.

Er mühte sich voran und verließ sich ganz auf Syl, die nun in Richtung einer Treppe flog. Das Beste wäre es, wenn sie ein Versteck in einem der unbewohnten Stockwerke finden könnten, vielleicht in der elften oder zwölften Etage. Er nahm je zwei Stufen auf einmal und wurde durch das pulsierende Licht in seinen Adern vorangetrieben. Sein Glühen beleuchtete den Weg. Teft murmelte leise; vielleicht war dies eine Reaktion auf das Schaukeln.

Sie erreichten den siebenten Stock und stiegen gleich weiter hinauf zum achten. Hier führte ihn Syl tiefer in den Turm hinein. Kaladin versuchte die Echos seines Versagens zu überhören, aber es gelang ihm nicht. Die Rufe seines Vaters. Seine eigenen Tränen ...

Dabei war er so nah gewesen. So *nah*.

In den endlosen Gängen hatte er jeden Richtungssinn verloren. Hier waren keine Pfeile auf den Boden gemalt, also verließ er sich ganz auf Syl. Sie flog voraus zu einer Kreuzung, drehte sich mehrfach im Kreis und schoss dann nach rechts. Er holte zwar zu ihr auf, aber Tefts Gewicht spürte er immer deutlicher.

»Nur eine Sekunde«, flüsterte er bei der nächsten Abzweigung, lehnte sich gegen die Wand – Teft hing immer noch schwer an seinen Schultern – und fischte einen Stein aus seinem Beutel. Der kleine Topas schenkte zwar kaum Licht, aber Kaladin brauchte ihn, da sein eigenes Sturmlicht allmählich erlosch. Und er hatte nicht mehr viele Kugeln übrig.

Unter dem Gewicht seines Freundes ächzte er, stieß sich von der Wand ab, richtete sich wieder auf und packte Teft schließlich mit beiden Händen, nachdem er sich die Kugel zwischen zwei Finger gesteckt hatte. Er nickte Syl zu, ging wieder hinter ihr her und war froh, dass ihn seine Kraft noch nicht verlassen hatte. So konnte er Teft auch ohne Sturmlicht tragen. Obwohl Kaladin die letzten Wochen ausschließlich als Arzt verbracht hatte, war sein Körper noch immer der eines Soldaten.

»Wir sollten höher steigen«, erklärte Syl, die nun als ein Band aus Licht neben seinem Kopf dahintrieb. »Schaffst du das?«

»Bring uns mindestens bis zum zehnten Stock«, sagte Kaladin.

»Ich werde gleich die nächste Treppe nehmen, auf die wir stoßen. Diesen Abschnitt des Turms kenne ich nicht besonders gut ...«

Während sie weitergingen, ließ er es zu, in alte Denkweisen zurückzufallen. Tefts Gewicht auf seinen Schultern war kaum anders als das einer Brücke. Es führte ihn in jene Tage zurück. Die Brückenläufe. Die Eintöpfe.

Wie er seinen Freunden beim Sterben zugesehen hatte ... und jeden Tag von Neuem den Schrecken gespürt hatte ...

Diese Erinnerungen boten keinen Trost. Aber der Rhythmus der Schritte, das Tragen der Last, die körperliche Anstrengung auf diesem Marsch ... das alles war ihm wenigstens vertraut.

Er folgte Syl eine Treppe hoch, und dann noch eine weitere. Danach durch einen langen Tunnel, dessen Gesteinsadern wie auf der Oberfläche eines aufgewühlten Teichs Wirbel bildeten. Kaladin blieb in Bewegung.

Bis er plötzlich hellwach war.

Er konnte nicht genau sagen, was ihn alarmiert hatte, aber instinktiv bedeckte er seine Kugel und drückte sich in eine Seitenpassage. Dort kniete er sich hin, sodass Teft von seinen Schultern gleiten konnte. Er legte die Hand gegen den Mund des Bewusstlosen, damit sein Murmeln nicht mehr zu hören war.

Einen Augenblick später flog Syl zu ihnen. Er konnte sie zwar in der Dunkelheit erkennen, aber sie beleuchtete nichts in ihrer Umgebung. Er steckte seine andere Hand mit der Kugel darin in die Tasche, damit sie kein verräterisches Licht abgeben konnte.

»Was ist los?«, fragte Syl.

Kaladin schüttelte den Kopf. Er wusste es nicht, aber er wollte jetzt auch nicht sprechen. Er hockte in der Passage und hoffte, dass Teft sich nicht regte und keinen Laut von sich gab, während ihm sein eigener Herzschlag in den Ohren hallte.

Schließlich kroch ein schwaches rotes Licht in den Gang, den sie gerade eben verlassen hatten. Sofort flog Syl hinter Kaladins dunkle Gestalt, damit ihr Schimmern nicht mehr zu sehen war.

Das Licht näherte sich und enthüllte einen einzelnen Rubin sowie ein Paar rot glühender Augen. Sie beschienen ein schreckliches Gesicht in reinem Schwarz, nur mit einer Andeutung von roter Marmorierung unter den Augen. Langes dunkles Haar, das zu einem einfachen Kleidungsstück verwoben schien. Dies war die Kreatur, gegen die Kaladin in Herdstein gekämpft hatte – und die er in dem brennenden Zimmer des Herrenhauses ge-

tötet hatte. Obwohl der Verschmolzene in einem neuen Körper wiedergeboren worden war, erkannte Kaladin an den Hautmustern, dass es sich um dieselbe Kreatur handelte.

In der Finsternis schien der Verschmolzene Kaladin bisher nicht bemerkt zu haben, aber er hielt lange an der Abzweigung an. Zum Glück ging er schließlich doch weiter in die Richtung, in der auch Kaladin vorhin unterwegs gewesen war.

Bei den Stürmen! Kaladin hatte das Wesen beim letzten Mal ohne Sturmlicht besiegt, aber er hatte es nur geschafft, weil der Verschmolzene so anmaßend gewesen war. Kaladin bezweifelte, dass er die Kreatur noch einmal so leicht töten konnte.

Die Sänger in der Krankenstation ... einer von ihnen hat doch erwähnt, dass ein Verschmolzener nach mir sucht. Sie haben ihn den Verfolger genannt. Dieses Wesen ... es war zum Turm gekommen, weil es Kaladin finden wollte.

»Folge ihm«, bat er Syl. Er hatte die Worte stumm mit den Lippen geformt und zählte darauf, dass Syl ihn verstand. »Ich suche nach einem besseren Versteck.«

Mit ihrem Lichtband formte sie kurz eine schimmernde Kejeh-Glyphe – ein Symbol der Zustimmung – und schwirrte dann hinter dem Verfolger her. Sie konnte sich nicht mehr allzu weit von Kaladin entfernen, aber sie sollte doch in der Lage sein, dem Verschmolzenen für eine Weile zu folgen. Hoffentlich blieb sie vorsichtig, denn einige Verschmolzene waren in der Lage, Sprengsel zu sehen.

Kaladin lud sich Teft wieder auf die Schultern und schritt in die Finsternis hinein; er erlaubte sich kein Licht. So tief im Turm zu stecken, das fühlte sich immer bedrückend an – so weit entfernt von Himmel und Wind. Aber in der Dunkelheit war es noch schlimmer. Er konnte sich nur zu gut vorstellen, wie es sein mochte, hier ohne Kugeln gefangen zu sein und auf ewig in dieser Gruft aus Stein herumwandern zu müssen.

Er brachte einige Biegungen hinter sich und hoffte, eine weitere Treppe hinauf in ein anderes Stockwerk zu finden. Leider murmelte Teft wieder. Kaladin biss die Zähne zusammen und betrat das erste Zimmer, an dem er vorbeikam. Es hatte eine äußerst schmale Tür. Im Innern setzte er Teft ab, dann versuchte er, dessen Laute zu dämpfen.

Einen Augenblick später kam Syl in den Raum hineingeschossen – Kaladin zuckte zusammen.

»Er kommt«, zischte sie. »Er ist den Korridor nur noch ein paar Schritte weitergegangen und dann stehen geblieben. Er hat den Boden betrachtet und ist umgekehrt. Ich glaube nicht, dass er mich gesehen hat. Ich bin ihm gefolgt und habe bemerkt, dass er an der Stelle angehalten hat, wo du dich vorhin versteckt hast. Dort ist ihm ein kleiner Blutfleck an der Wand aufgefallen. Ich habe ihn überholt, aber er weiß, dass du in der Nähe bist.«

Bei den Stürmen! Kaladin schaute erst auf seine blutbeschmierte Kleidung und dann auf Teft – der trotz aller Versuche, ihn zum Schweigen zu bringen, noch immer vor sich hin murmelte.

»Wir müssen den Verfolger von hier weglocken«, flüsterte Kaladin. »Mach dich bereit, ihn abzulenken.«

Sie beschrieb ein weiteres Symbol der Zustimmung in der Luft. Kaladin ließ seinen Freund als unruhiges Bündel in der Dunkelheit zurück und begab sich nach draußen in den Korridor. Er näherte sich einer Abzweigung und griff nach seinem Skalpell. Ein anderes Licht als das von Syl erlaubte er sich dabei nicht; die wenigen Kugeln, die ihm noch verblieben waren, steckten in seinem schwarzen Beutel.

Mehrfach holte er tief Luft, dann flüsterte er Syl seinen Plan zu. Sie schwebte weiter den schwarzen Korridor entlang und ließ Kaladin in tiefster Finsternis zurück.

Es war ihm nie gelungen, die vollkommene Leere des Geistes zu finden, die manche Soldaten in der Schlacht zu erreichen

behaupteten. Er war sich aber auch nicht sicher, ob er überhaupt danach strebte. Doch er fasste sich, atmete flach und lauschte aufmerksam.

Er war locker, entspannt, aber auch bereit loszuschlagen. Wie der Zunder, der auf den Funken wartete. Er würde das Sturmlicht aus seinen verbliebenen Kugeln einsaugen, damit aber noch bis zum allerletzten Augenblick warten.

Rechts von Kaladin schabten Schritte über den Boden, und die Wände wurden allmählich in rotes Licht getaucht. Kaladin hielt den Atem an, drückte den Rücken gegen die Wand und machte sich bereit.

Der Verfolger erstarrte, bevor er die Kreuzung erreichte, und Kaladin wusste, dass die Kreatur Syl entdeckt hatte. Sie sollte in der Ferne vorbeifliegen. Einen Herzschlag später verkündeten kratzende und schleifende Geräusche, dass der Verfolger die Hülle seines Körpers abgestreift hatte. Nun huschte er als ein Band aus rotem Licht hinter Syl her. Die Ablenkung war also geglückt.

Soweit sie wussten, konnte ein Verschmolzener ein Sprengsel nicht auf natürliche Weise verletzen – dies war nur mit einer Splitterklinge möglich. Und selbst eine solche Wunde war lediglich vorübergehend. Wenn ein Sprengsel mit einer Splitterklinge verwundet oder sogar in Stücke gehauen wurde, bildete es sich im Reich des Erkennens neu. Experimente hatten bewiesen, dass die einzige Möglichkeit, die Teile getrennt zu halten, darin bestand, sie in Edelsteine einzuschließen.

Kaladin gab sich zehn Herzschläge, dann holte er eine kleine Kugel als Beleuchtung hervor, warf einen kurzen Blick auf den abgelegten Körper des Verfolgers und rannte zu dem Zimmer, in dem er Teft zurückgelassen hatte.

Es war erstaunlich, welche Energie sich in ihm bildete, wenn er kurz vor einem Kampf stand. Mühelos hob er sich Teft auf die Schultern und lief davon – fast als wäre er wieder mit Sturmlicht vollgesogen. Im Licht der Kugel fand er bald eine

Treppe. Beinahe flog er sie hinauf, hielt aber sofort an, als ein schwaches Licht von oben herabfiel.

Von dort hallten Stimmen in Rhythmen zu ihm herunter. Und dann bemerkte er, dass sie auch von unten kamen. Er verließ diese Treppe, aber zwei Gänge weiter sah er in der Ferne Lichter und Schatten. Er zog sich in einen Seitenkorridor zurück. Sein Schweiß floss in Strömen, und Angstsprensel – kleine Glibberkugeln – wanden sich durch den Stein unter ihm.

Er kannte dieses Gefühl. Das Eilen durch die Finsternis. Menschen mit Lichtern, die systematisch nach ihm suchten. Die ihn jagten. Er atmete schwer, während er Teft durch einen weiteren Seitengang schleppte, und bald bemerkte er auch in dieser Richtung Lichter.

Der Feind bildete eine Schlinge, die er allmählich um Kaladins Position zusammenzog. Das erinnerte ihn an die Nacht, in der er Nalma und die anderen im Stich gelassen hatte. Eine Nacht wie so viele andere, in der er selbst überlebt hatte, während alle Übrigen gestorben waren. Kaladin war kein entlaufener Sklave mehr, aber das Gefühl war immer noch dasselbe.

»Kaladin!«, sagte Syl, die auf ihn zuflog. »Ich habe ihn an den Rand der Etage gelockt, aber wir sind einigen gewöhnlichen Soldaten begegnet, und daraufhin ist er zurückgekehrt. Er schien begriffen zu haben, dass ich nur ein Ablenkungsmanöver bin.«

»Zahlreiche Schwadronen befinden sich hier oben«, antwortete Kaladin und entwich in die Finsternis. »Vielleicht sogar eine ganze Kompanie. Bei den Stürmen! Der Verfolger muss die gesamte Streitmacht, die die Wohnungen im sechsten Stock durchsuchen sollte, umgeleitet haben.«

Er war entsetzt darüber, wie schnell sie ihre Falle aufgestellt hatten. Das war vermutlich dem Umstand zu verdanken, dass er den Soldaten verschont hatte. Gewiss hatte dieser den anderen sogleich Bericht erstattet.

Nun, Kaladin bezweifelte jedenfalls, dass der Feind die Zeit gehabt hatte, sich eine von Navanis Karten zu besorgen, die dieses Stockwerk darstellten. Es konnte ihnen einfach nicht möglich sein, Soldaten in jedem Gang und an jeder Treppe zu postieren. Das Netz, das sich um ihn zusammenzog, *musste* Lücken haben.

Er begann mit der Suche. In einem Seitenkorridor bemerkte er schattenhafte Gestalten, die sich ihm näherten. Und auch auf der nächsten Treppe. Sie waren unerbittlich, und sie waren überall. Außerdem kannte er diese Gegend nicht besser als sie. Er schlich durch zahlreiche Gänge, bis er das Ende einer Sackgasse erreichte. Eine rasche Erkundung der angrenzenden Zimmer ergab, dass hier keine anderen Ausgänge existierten. Er schaute über die Schulter und hörte Stimmen, die einander etwas zuriefen. Sie sprachen Azisch, glaubte er – aber zu bestimmten Rhythmen.

Mit einem Gefühl wachsenden Grauens setzte er Teft ab, zählte seine restlichen Kugeln und holte wieder das Skalpell heraus. Richtig. Er ... er musste dem ersten Soldaten, den er tötete, die Waffe abnehmen. Hoffentlich war es ein Speer. Zumindest etwas mit großer Reichweite, wenn er einen Kampf in diesen Gängen überleben wollte.

Syl landete auf seiner Schulter, nahm die Gestalt einer jungen Frau an und setzte sich, während sie die Hände in den Schoß legte.

»Wir müssen uns durchkämpfen«, flüsterte Kaladin. »Vielleicht haben sie nur wenige Soldaten in diese Richtung geschickt. Wir töten sie, dann entkommen wir der Schlinge und laufen weg.«

Sie nickte.

Es klang aber nicht wie »wenige Soldaten.« Und er glaubte eine harschere, lautere Stimme unter den anderen zu hören. Der Verfolger war ihm noch auf der Spur und orientierte sich vermutlich an den schwachen Blutflecken auf dem Boden oder an den Wänden.

Kaladin zog Teft in eines der Zimmer, stellte sich selbst auf die Schwelle und wartete. Zwar nicht gerade ruhig, aber doch vorbereitet. Er hielt sein Skalpell so, dass er damit in die Spalten zwischen dem Panzer und dem Hals des Feindes stechen konnte. Als er dort stand, spürte er, wie ihn die Last der ganzen verzweifelten Lage niederdrückte. Die Dunkelheit, sowohl draußen als auch in ihm. Die Erschöpfung. Die Angst. Düstersprensels erschienen wie Kleidungsfetzen, wie Banner an den Wänden.

»Kaladin«, sagte Syl leise, »könnten wir uns nicht einfach ergeben?«

»Dieser Verschmolzene ist nicht hier, um mich gefangen zu nehmen, Syl«, sagte er.

»Wenn du stirbst, bin ich wieder allein.«

»Wir haben uns schon aus größeren Schwierigkeiten befreit ...« Er verstummte, als er sie ansah, wie sie auf seiner Schulter saß; sie wirkte viel kleiner als sonst. Er konnte den Rest der Worte nicht herauszwingen. Er konnte nicht lügen.

Licht erhellte den Korridor und kam auf ihn zu.

Kaladin ergriff sein Messer fester. Ein Teil von ihm schien schon immer gewusst zu haben, dass es zu dieser Begegnung kommen würde. Allein in der Dunkelheit, mit dem Rücken zur Wand, gegen einen Feind in der Überzahl. Das wäre eine ruhmreiche Art zu sterben, aber Kaladin lag nichts an Ruhm. Diesen dummen Traum hatte er schon als Kind aufgegeben.

»Kaladin!«, sagte Syl. »Was ist das? Dort, auf dem Boden!«

Ein schwaches violettes Licht war in der Ecke rechts vor ihnen erschienen. Es war fast unsichtbar, trotz der Finsternis. Kaladin runzelte die Stirn, verließ seinen Posten auf der Türschwelle und betrachtete das Licht. Hier verlief eine Granatader im Stein, und ein kleiner Teil davon schimmerte. Als er den Grund dafür herauszufinden versuchte, bewegte sich das Schimmern davon; es lief an der Ader entlang. Er folgte ihm

bis zur Tür zurück und sah zu, wie es quer durch den Gang in das Zimmer auf der gegenüberliegenden Seite kroch.

Er zögerte nur kurz, bevor er seine Waffe wegsteckte und Teft wieder anhub. Er taumelte quer durch den Korridor in das andere Zimmer – und hörte dabei, wie einer der näher kommenden Soldaten etwas auf Azisch sagte. Es klang jedoch zögernd – als hätten sie bestenfalls einen kurzen, unsicheren Blick auf Kaladin erhascht.

Bei den Stürmen! Was tat er hier? Jagte er Phantomlichtern hinterher, so wie den Sternensprengseln am Himmel? In dieser kleinen Kammer bewegte sich das Licht über den Boden und die Wand hoch und zeigte darin schließlich einen Edelstein, der tief in den Stein eingebettet war.

»Ein Fabrial?«, fragte Syl. »Lade es auf!«

Kaladin atmete ein wenig Sturmlicht ein und warf einen Blick über die Schulter. Draußen hörte er Stimmen, und er sah Schatten. Statt sein verbliebenes Sturmlicht für den Kampf aufzusparen, tat er das, was Syl ihm gesagt hatte. Er drückte das Licht in den Edelstein. Danach hatte er nur noch zwei oder drei kleinere Steine übrig – und damit war er so gut wie schutzlos.

Die Wand teilte sich in der Mitte. Er keuchte auf, als sich die Steine *bewegten* – allerdings mit einer Lautlosigkeit, die sich jedem Erklärungsversuch widersetzte. Die Wand spaltete sich gerade so weit, dass ein Mensch hindurchschlüpfen konnte. Er trug Teft in einen verborgenen Korridor. Sanft schloss sich die Wand hinter ihm wieder, und das Licht in dem Edelstein erlosch. Kaladin hielt den Atem an, als er Stimmen in dem Zimmer hinter ihm hörte. Er hielt das Ohr gegen die Wand und lauschte. Viel verstand er nicht – es war ein Streit, bei dem es um den Verfolger zu gehen schien. Kaladin befürchtete, sie könnten gesehen haben, wie sich die Wand wieder schloss, aber er hörte kein Kratzen und kein Hämmern. Allerdings würden sie die Sprengsel bemerken, die er angelockt hatte, und dann wussten sie, dass er in der Nähe war.

Kaladin musste in Bewegung bleiben. Das schwache violette Licht auf dem Boden zuckte und lief voran, und er folgte ihm zusammen mit Teft durch eine weitere Reihe von Gängen. Schließlich erreichten sie eine versteckte Treppe, die zum Glück unbewacht war.

Er stieg sie hoch, und jeder seiner Schritte war langsamer als der vorangegangene, während er von Erschöpfungssprengeln verfolgt wurde. Doch irgendwie schaffte er es, noch weiter hinaufzusteigen. Das Licht führte ihn bis in den elften Stock und dort in einen weiteren dunklen Raum. Die bedrückende Stille verriet ihm, dass er einen Teil des Turms erreicht hatte, den der Feind nicht absuchte. Er wollte schon zusammenbrechen, aber das Licht pulsierte beharrlich an der Wand - und Syl ermunterte ihn, es anzusehen.

Dort befand sich ein weiteres Juwel, in den Stein eingelassen und kaum sichtbar. Mit dem letzten Rest seines Sturmlichts lud er es auf und schlüpfte durch die Tür, die sich rasch öffnete. In der vollkommenen Dunkelheit dahinter setzte Kaladin Teft ab und spürte, wie sich die Tür hinter ihm schloss.

Er hatte nicht mehr die Kraft, seine neue Umgebung abzusuchen. Stattdessen glitt er zitternd auf den kalten Steinboden. Und dort ließ er es endlich zu, dass er in den Schlaf trieb.

sich den anderen in ihrem Lager wieder anzuschließen, sobald sie den *äußeren* Rand des Waldes ausgespäht hatte.

Nachdem sie mehrere Tage um die Bäume herumgegangen war, war sie wieder auf den Fluss gestoßen. Von hier aus konnte sie seinem Verlauf quer durch den Wald folgen und würde das Lager ihrer Familie von dieser Richtung aus erreichen. Und dann würde sie eine neue Karte besitzen, auf der genau verzeichnet war, wie groß der Wald zumindest auf der einen Seite war.

Sie folgte dem Strom, eingestimmt auf den Rhythmus der Freude und begleitet von schwimmenden Flusssprengeln. Alle hatten sich so große Sorgen gemacht, weil sie allein in den Stürmen draußen sein würde. Nun, sie war schon ein Dutzend Mal in ihrem Leben im Sturm gewesen und hatte immer ohne Schwierigkeiten überlebt. Außerdem konnte sie ja zwischen den Bäumen Unterschlupf suchen.

Dennoch sorgten sich ihre Familie und ihre Freunde. Sie hatten ihr ganzes Leben in einem ausgesprochen kleinen Gebiet verbracht und von dem Tag geträumt, an dem sie eine der zehn alten Städte am Rande der Zerbrochenen Ebene erobernten. Was für ein kleingeistiges Ziel. Warum nicht losgehen und sich die ganze Welt ansehen?

Aber nein. Es gab nur ein einziges mögliches Ziel: eine der Städte zu gewinnen. Schutz hinter zerfallenden Mauern zu suchen und die Barriere zu missachten, die durch die Bäume gebildet wurde. Eschonai betrachtete es als einen Beweis dafür, dass die Natur stärker war als die Schöpfungen der Lauerer: Dieser Wald hatte vermutlich schon existiert, als die alten Städte noch neu gewesen waren. Und doch gedieh der Wald weiterhin prächtig, während die Städte in Trümmern lagen.

Man konnte etwas, das so stark war, keine Geheimnisse stellen, bloß dadurch, dass man es erforschte. Man konnte nur lernen.

Sie setzte sich neben einen Felsbrocken und entrollte ihre Karte, die aus kostbarem Papier bestand. Ihre Mutter war eine der wenigen innerhalb der Familien, die den Sang der Papierherstellung kannte, und mit ihrer Hilfe hatte Eschonai den Prozess vervollkommen. Mit einem Stift und Tinte zog sie den Weg des Flusses dort nach, wo er in den Wald eintrat, dann tupfte sie die Tinte ab und wartete, bis sie getrocknet war, bevor sie die Karte wieder aufrollte.

Auch wenn sie zuversichtlich war und sich in den Rhythmus der Entschlossenheit eingestimmt hatte, war das Klagen und Nörgeln der anderen in letzter Zeit doch eher unangenehm gewesen.

Wir wissen, wo der Wald liegt und wie wir ihn erreichen können. Warum sollte ihn jemand in seiner Gesamtheit aufzeichnen? Wem hilft das?

Der Fluss fließt in diese Richtung. Jeder weiß, wo er zu finden ist. Warum sollte sich jemand die Mühe machen, ihn auf Papier zu malen?

Zu viele aus ihrer Familie wollten vorgeben, dass die Welt kleiner sei, als sie in Wirklichkeit war. Eschonai war davon überzeugt, dass dies der Grund für den andauernden Streit mit den anderen Lauscher-Familien war. Wenn die Welt nur aus dem Land um die zehn Städte herum bestand, erschien es durchaus sinnvoll, um dieses Land zu kämpfen.

Aber ihre Vorfahren hatten nicht gegeneinander gekämpft. Ihre Vorfahren hatten das Gesicht in den Sturm gehalten und waren davonmarschiert; sie hatten ihre Götter im Namen der Freiheit verlassen. Eschonai würde sich diese Freiheit zunutze machen. Anstatt am Feuer zu sitzen und sich zu beschweren, würde sie die Schönheiten erfahren, die die Bebauerin darbot. Und sie würde die beste aller Fragen stellen.

Was werde ich als Nächstes entdecken?

Eschonai ging weiter und schätzte den Verlauf des Flusses ab. Sie benutzte ihre eigene Methode, die Entfernung zu messen,

und überprüfte ihre Ergebnisse, indem sie bestimmte Punkte von verschiedenen Seiten aus betrachtete. Nachdem ein Sturm vorübergezogen war, führte der Fluss tagelang Wasser. Aber warum? Wieso floss er denn weiter, wenn alles andere Wasser verdunstet oder aufgesogen worden war? Und wo hatte der Fluss seinen Ursprung?

Flüsse und deren gepanzerte Sprengsel fand sie aufregend. Flüsse waren Markierungen, Wegzeichen, Straßen. Man konnte sich nicht verirren, wenn man wusste, wo sich der Fluss befand. An einer seiner Biegungen hielt sie zur Mittagspause an und entdeckte dort eine Art von Kremling, die *grün* war wie die Bäume. Eine solche Färbung hatte sie bei diesen Wesen noch nie wahrgenommen. Sie würde es Venli berichten.

»Die Geheimnisse der Natur stehlen!«, sagte Eschonai zum Rhythmus der Verärgerung. »Was ist ein Geheimnis anderes als eine Überraschung, die entdeckt werden will?«

Sie aß ihre gedünsteten Hasper, löschte das Feuer und zerstreute die Flammensprengsel, bevor sie sich wieder auf den Weg machte. Ihrer Einschätzung nach würde es noch andert-halb Tage dauern, bis sie auf ihre Familie traf. Und wenn sie dann erneut allein aufbrach und die *andere* Seite des Waldes umrundete, würde sie seine Umrisse vollständig aufzeichnen können.

Es gab so vieles zu sehen, so vieles zu wissen – und auch so vieles zu *tun*. Und sie würde alles entdecken. Sie würde ...

Was war das?

Sie runzelte die Stirn und hielt inne. Der Fluss war nicht mehr sehr tief; vermutlich würde er morgen nur noch ein Rinn-sal sein. Über sein Gurgeln hinweg hörte sie Rufe aus der Ferne dringen. Hatten sich die anderen auf die Suche nach ihr gemacht? Sie eilte vorwärts und stimmte sich in den Rhythmus der Erregung ein. Vielleicht standen sie ihrem Forscherdrang jetzt nicht mehr so ablehnend gegenüber.

»Die neunzehnte Strophe ist nicht so wichtig«, sagte Venli.
»Niemand wird je vergessen, wie man zum Arbeiter wird. Und erst die Fadform! Warum gibt es eine ganze Strophe darüber? Niemand würde sie *freiwillig* wählen.«

»Wir müssen uns an die Vergangenheit erinnern«, sagte ihre Mutter zum Rhythmus der Verlorenen. »Wir dürfen nicht vergessen, was wir durchgemacht haben, um hierherzukommen. Wir müssen dafür sorgen, dass wir uns nicht selbst vergessen.«

Venli stimmte sich auf den Rhythmus der Verärgerung ein. Und plötzlich sang Jaxlim in einer wunderschönen Stimme zu den Rhythmen. Es war etwas Verblüffendes an der Stimme ihrer Mutter. Sie war weder kräftig noch kühn, sondern eher wie ein Messer: dünn, scharf, beinahe flüssig. Sie schnitt Venli bis in die Seele, und Ehrfurcht ersetzte die Verärgerung.

Nein, Venli war nicht vollkommen. Noch nicht. Aber ihre Mutter war es.

Jaxlim sang weiter, und Venli hörte verzaubert zu und schämte sich wegen ihrer Gereiztheit. Aber manchmal war es so schwer, jeden Tag hier zu sitzen und Lieder auswendig zu lernen, während Eschonai spielte. Inzwischen waren die beiden fast erwachsen; Eschonai fehlte zur Volljährigkeit nur noch ein einziges Jahr und Venli etwas mehr als zwei. Sie sollten Verantwortungsbewusstsein zeigen.

Schließlich verstummte ihre Mutter nach der zehnten Strophe.

»Danke«, sagte Venli.

»Dafür, dass ich dir etwas vorgesungen habe, das du schon tausendmal gehört hast?«

»Dafür, dass du mich daran erinnerst hast, warum ich übe«, sagte Venli zum Rhythmus des Lobes.

Ihre Mutter stimmte sich in den Rhythmus der Freude ein und arbeitete weiter. Venli ging zur Zeltklappe und spähte nach draußen, wo die anderen Mitglieder der Familie Bäume fällten

und Holz hackten. Ihre Leute waren die Familie des Ersten Rhythmus und konnten eine vornehme Abstammung nachweisen. Sie zählten Tausende Mitglieder, aber es war schon viele Jahre her, seit sie über eine ganze Stadt geherrscht hatten.

Andauernd redeten sie davon, eine der Städte zurückzugewinnen. Sie wollten aus dem Wald aufbrechen, vor dem Einsetzen eines Sturms angreifen und ihren rechtmäßigen Sitz beanspruchen. Es mochte zwar ein ausgezeichnetes und würdiges Ziel sein, aber Venli war unzufrieden, wenn sie die Krieger dabei beobachtete, wie sie Pfeile herstellten und alte Metallspeere schärfen. War das wirklich der Sinn des Lebens? Immer wieder um dieselben zehn Städte zu kämpfen?

Sicherlich gab es mehr für ihre Familie. Sicherlich gab es mehr für *sie*. Inzwischen liebte sie die Lieder, aber sie wollte sie auch benutzen. Sie wollte die Geheimnisse entdecken, die von den Liedern versprochen wurden. Würde Roschar jemanden wie Venli hervorbringen, nur damit sie in einem Lederzelt saß und sich Worte einprägte, damit sie diese weitergeben und schließlich sterben konnte?

Nein. Sie musste eine andere Bestimmung haben. Etwas Großes war für sie vorgesehen. »Eschonai glaubt, wir sollten Bilder zeichnen, die die Strophen der Lieder wiedergeben«, sagte Venli. »Wir sollten ganze Papierstapel mit Bildern füllen, damit wir nicht vergessen.«

»Deine Schwester zeigt manchmal eine ganz eigene Weisheit«, sagte ihre Mutter.

Venli stimmte sich in den Rhythmus des Verrats ein. »Sie sollte sich nicht so oft von der Familie entfernen und mit ihrer Zeit so selbstsüchtig umgehen. Sie sollte ebenfalls die Lieder lernen, genau wie ich. Als deine Tochter ist es auch ihre Pflicht.«

»Ja, du hast recht«, sagte Jaxlim. »Aber Eschonai hat ein kühnes Herz. Sie muss noch lernen, dass ihre Familie wichtiger ist als das Zählen der Berge außerhalb der Lager.«

»Ich habe ebenfalls ein kühnes Herz!«, sagte Venli.

»Du hast einen scharfen und gewitzten Verstand«, sagte ihre Mutter. »So wie deine Mutter. Achte deine eigenen Gaben nicht gering, nur weil du jemand anderen um die seinen beneidest.«

»Beneiden? Sie?«

Venlis Mutter webte weiter. Sie musste diese Arbeit nicht verrichten – ihre Stellung als Bewahrerin der Lieder war hoch angesehen; es war vielleicht sogar die wichtigste innerhalb der Familie. Doch Jaxlim war immer mit irgendetwas beschäftigt. Sie sagte, dass Handarbeit den Körper stark hielt, während die Rezitation der Lieder ihren Geist kräftigte.

Venli stimmte sich in den Rhythmus der Angst, dann der Zuversicht und schließlich wieder der Angst ein. Sie ging zu ihrer Mutter hinüber und setzte sich auf den Schemel neben sie. Jaxlim strahlte stets Zuversicht aus, selbst wenn sie mit etwas so Einfachem wie dem Weben beschäftigt war. Ihr verschlungenes Hautmuster aus welligem Rot und schwarzen Linien war eines der schönsten im Lager – es war wie echter marmorierter Stein. Eschonai hatte die Färbungen ihrer Mutter geerbt.

Venli wiederum geriet nach ihrem Vater. Sie war hauptsächlich weiß und rot, und ihr eigenes Muster zeigte eher Wirbel als Wogen und wies alle drei Färbungen auf. Viele behaupteten, sie könnten die kleinen schwarzen Flecken an ihrem Hals nicht erkennen, aber sie selbst war dazu in der Lage. Alle drei Farben zu haben galt als sehr, sehr selten.

»Mutter«, sagte sie zum Rhythmus der Aufregung, »ich glaube, ich habe etwas entdeckt.«

»Und was soll das sein?«

»Ich habe wieder mit verschiedenen Sprengseln experimentiert und sie in die Stürme mitgenommen.«

»Deswegen bist du doch schon einmal verwarnt worden.«

»Du hast es mir aber nicht verboten, und so habe ich damit weitergemacht. Sollten wir etwa immer nur das tun, was uns gesagt wird?«

»Viele behaupten, dass wir außer der Arbeitsform und der Paarungsform nichts brauchen«, sagte ihre Mutter zum Rhythmus der Nachdenklichkeit. »Sie meinen, dass die Benutzung anderer Formen Schritte hin zu den Formen der Macht sind.«

»Und was sagst *du* dazu?«, fragte Venli.

»Du machst dir immer so viele Gedanken über meine Meinungen. Die meisten Kinder in deinem Alter widersetzen sich ihren Eltern und beachten sie kaum noch.«

»Die meisten Kinder haben nicht dich als Mutter.«

»Ist das eine Schmeichelei?«, fragte Jaxlim zum Rhythmus der Belustigung.

»Nicht ... ganz«, sagte Venli und stimmte sich in den Rhythmus der Resignation ein. »Mutter, ich möchte das, was ich gelernt habe, anwenden. Mein Kopf ist voller Lieder über die Formen. Wie könnte ich es *nicht* wollen, alles über sie herauszufinden? Zum Besten unseres Volkes.«

Nun stellte Jaxlim ihr Weben ein. Sie drehte sich auf ihrem Schemel, rutschte näher an Venli heran und ergriff ihre Hände. Sie sumgte, dann sang sie leise zum Rhythmus des Lobes – nur eine Melodie, keine Worte. Venli schloss die Augen und ließ zu, dass das Lied sie überspülte, und sie glaubte spüren zu können, wie die Haut ihrer Mutter vibrierte. Sie glaubte, ihre Seele fühlen zu können.

Dies tat Jaxlim schon so lange, wie Venli sich erinnern konnte. Zu allen Zeiten hatte sie sich auf ihre Mutter verlassen – und auf ihre Lieder. Seit Vater von ihnen weggegangen war, weil er sich zur Suche nach dem Meer im Osten aufgerafft hatte.

»Du machst mich ganz stolz, Venli«, gab Jaxlim zurück. »Du hast in den letzten Jahren so vieles geleistet und die Lieder gelernt, nachdem Eschonai aufgegeben hatte. Ich möchte dich darin bestärken, dich zu verbessern, aber du darfst nicht abgelenkt werden. Ich brauche dich noch. *Wir* brauchen dich.«

Venli nickte, summte denselben Rhythmus und stimmte sich in das Lob ein, damit sie sich im Einklang mit ihrer Mutter befand. Unter ihren Fingern spürte Venli Liebe, Wärme und Zustimmung. Was auch immer geschehen mochte, ihre Mutter würde bei ihr sein und sie leiten. Sie aufrichten. Mit einem Lied, das sogar Stürme durchdrang.

Ihre Mutter webte weiter, und Venli sagte weiter auf. Sie rezitierte das gesamte Lied und ließ diesmal keine einzige Strophe aus.

Als sie damit fertig war, wartete sie, nahm einen Schluck Wasser und hoffte auf das Lob ihrer Mutter. Doch Jaxlim gab ihr etwas noch Besseres. »Berichte mir von deinen Experimenten mit den Sprengseln«, sagte sie.

»Ich versuche, etwas über die *Kriegsform* herauszufinden«, sagte Venli zum Rhythmus der gespannten Erwartung. »Ich habe mich während der Stürme am Rande des Unterschlupfes aufgehoben und versucht, die richtigen Sprengsel anzulocken. Das ist allerdings schwierig, denn die meisten Sprengsel fliehen vor mir, sobald der Wind auffrischt.

Aber beim letzten Mal habe ich gespürt, dass ich schon knapp vor dem Ziel war. Die Schmerzsprengsel sind der Schlüssel. Bei den Stürmen sind sie immer zu finden. Wenn ich eines in meiner Nähe halten kann, sollte es mir möglich sein, die Form anzunehmen.«

Wenn ihr das gelang, würde sie die erste Lauscherin seit vielen Generationen sein, die eine *Kriegsform* trug. Seit sich die Menschen und die Sänger des Altertums in ihrer letzten Schlacht gegenseitig vernichtet hatten. Das war etwas, das sie ihrem Volk schenken konnte – etwas, für das man sich an sie erinnern würde!

»Wir sollten mit den Fünfen reden«, sagte Jaxlim und stand neben dem Webstuhl auf.

»Warte«, sagte Venli, ergriff ihren Arm und stimmte sich in den Rhythmus der Anspannung ein. »Willst du ihnen berichten, was ich dir gerade gesagt habe? Über die *Kriegsform*?«

»Natürlich. Wenn du diesen Weg weitergehen willst, brauchen wir ihren Segen.«

»Vielleicht sollte ich vorher noch ein paar Versuche machen«, wandte Venli ein. »Also ... bevor wir es jemandem sagen.«

Jaxlim summte zum Rhythmus des Tadels. »Das ist wie deine Weigerung, die Lieder öffentlich zu singen. Du hast wieder Angst vor dem Versagen, Venli.«

»Nein«, erwiderte sie. »Nein, natürlich nicht. Mutter, ich glaube nur, es ist besser, wenn ich mit letzter Sicherheit weiß, dass es funktioniert. Bevor es Schwierigkeiten gibt.«

Warum sollte denn jemand *nicht* sicher sein wollen, bevor er sich im Fall eines Versagens vielleicht der Lächerlichkeit preisgab? Das machte Venli doch nicht zu einem Feigling. Sie würde eine neue Form annehmen, die niemand sonst trug. Das war vielmehr *kühn*. Sie wollte den Prozess beherrschen, das war alles.

»Komm mit«, sagte Jaxlim zum Rhythmus des Friedens. »Die anderen haben längst darüber gesprochen – ich bin zu ihnen gegangen, nachdem du schon einmal mit mir darüber geredet hattest. Ich habe vor den Ältesten angedeutet, dass ich neue Formen für möglich halte, und ich glaube, sie sind bereit, einen Versuch zu wagen.«

»Wirklich?«, fragte Venli.

»Ja. Komm. Sie werden deinen Unternehmungsgeist feiern. Für uns ist das in dieser Form selten. Sie ist zwar weitaus besser als die Fadform, aber sie wirkt sich auf unseren Verstand aus. Wir brauchen andere Formen, gleichgültig was manche sagen mögen.«

Venli spürte, wie sie sich auf den Rhythmus der Erregung einstimmte, während sie ihrer Mutter aus dem Zelt hinaus folgte. Würde es ihren Geist öffnen, wenn sie die Kriegsform annahm? Würde es sie noch kühner machen? Würde es die Ängste und Sorgen beruhigen, die sie so oft verspürte? Sie dürstete nach Erfolg. Sie dürstete danach, ihre Welt besser zu

machen – weniger fade und *strahlender*. Sie dürstete danach, diejenige zu sein, die ihr Volk zu neuer Größe führte. Aus dem Krem in den Himmel.

Die Fünf hatten sich um die Feuergrube zwischen den Bäumen versammelt und besprachen Angriffstaktiken für die bevorstehende Schlacht. Dabei ging es vor allem darum, welche Prahlereien sie vorbrachten und welche Krieger als Erste ihren Speer werfen durften.

Jaxlim trat auf die Ältesten zu und summte ein ganzes Lied der Erregung. Es war eine seltene Darbietung der Bewahrerin der Lieder, und mit jeder Strophe stand Venli aufrechter da.

Sobald das Lied vorbei war, erklärte Jaxlim, was Venli ihr mitgeteilt hatte. Tatsächlich waren die Ältesten interessiert. Sie begriffen, dass neue Formen das Risiko wert waren. Im Vertrauen darauf, dass man sie nicht zurückweisen würde, trat Venli vor und stimmte sich in den Rhythmus des Sieges ein.

Doch gerade als sie begann, ertönte etwas außerhalb des Dorfes. Die Warntrommeln? Die Fünf packten eilig ihre Waffen – uralte Äxte, Speere und Schwerter, jede einzelne von großer Kostbarkeit und seit Generationen weitergereicht, denn die Lauscher hatten keine Möglichkeit, neue Metallwaffen herzustellen.

Aber was konnte das sein? Keine andere Familie würde sie hier draußen in der Wildnis angreifen. So etwas war seit Generationen nicht mehr geschehen – seit die Reinsang-Familie die Familie der Vierten Bewegung überfallen und versucht hatte, ihre Waffen zu stehlen. Deswegen waren die Reinsänger fortan gemieden worden.

Venli blieb zurück, als die Ältesten loszogen. Sie wollte nicht in ein Scharmützel verwickelt werden – wenn es denn zu einem solchen käme. Sie war die Schülerin der Bewahrerin der Lieder und daher zu wertvoll, um sich in einer Schlacht in Ge-

fahr zu bringen. Hoffentlich war es bald vorbei, damit sie sich wieder in dem Respekt der Ältesten sonnen konnte.

So kam es dazu, dass sie zu einer der Letzten geworden ist, die von Eschonais unglaublicher Entdeckung erfuhren. Sie war eine der Letzten, die hörten, dass ihre Welt sich für immer verändert hatte. Ihre großartige Ankündigung wurde von den Taten ihrer leichtsinnigen Schwester vollkommen überschattet.

Die Verschmolzene lehnte sich auf ihrem Stuhl zurück, stützte sich mit dem Ellbogen auf der Tischplatte ab und entließ die Wachen mit einem summenden Laut und einer eindeutigen Geste.

»Wie lautet deine Entscheidung?«, fragte die Verschmolzene.

»Ich werde meine Gelehrten anweisen, Altehrwürdige«, sagte Navani, »dass sie ihre Forschungen unter Eurer Obhut weiterführen sollen.«

»Die weisere Wahl, und auch die gefährlichere, Navani Kholin.« Raboniel summte nun einen anderen Ton. »Ich kann die Risszeichnungen für deine Flugmaschine nicht in diesen Unterlagen finden.«

Navani gab vor, mit sich zu hadern, aber sie hatte sich schon entschieden. Die Geheimnisse der fliegenden Plattform waren unmöglich zu bewahren – zu viele von Navanis Gelehrten wussten schon um sie. Außerdem wurden zahlreiche der neuen, zusammengefügt Fabriale – die eine Längsbewegung ermöglichten, während sie stiegen oder fielen – bereits überall im Turm eingesetzt. Obwohl die Fabriale gegenwärtig nicht arbeiteten, würden Raboniels Untergebene gewiss ihre Funktionsweise herausfinden.

Nach einem langen Streit mit sich selbst war sie zu dem Ergebnis gekommen, dass sie dieses Geheimnis preisgeben musste. Ihre beste Aussicht darauf, der gegenwärtigen misslichen Lage zu entkommen, bestand darin, dass sie so tat, als wäre sie bereit, mit Raboniel zusammenzuarbeiten, während sie gleichzeitig für Verzögerungen sorgte.

»Ich bewahre die wichtigsten Pläne aus Vorsicht nur in meinem Kopf auf«, log Navani. »Ich erkläre meinen Wissenschaftlerinnen jedes Einzelteil erst in dem Augenblick, wenn ich es brauche. Wenn ich genug Zeit habe, kann ich Euch aber den Mechanismus aufzeichnen, durch den die Maschine bewegt wird.«

Raboniel summte zu einem Rhythmus, von dem Navani zunächst nicht wusste, was er bedeutete. Doch Raboniel schien

skeptisch zu sein. Sie stieß ihren Stuhl zurück, stand auf und bedeutete Navani, sich zu setzen. Sie steckte eine Feder zwischen Navanis Hände, verschränkte die Arme vor der Brust und wartete.

Also gut. Navani begann mit schnellen, festen Strichen zu zeichnen. Sie schuf das Diagramm eines vereinigten Fabrials, setzte noch eine Erklärung der Funktionsweise hinzu und zeichnete schließlich eine erweiterte Version von Hunderten dieser Fabriale, die in die Flugmaschine eingelassen waren.

»Ja«, sagte Raboniel, als Navani die letzten Abschnitte skizzierte, »aber warum bewegt es sich in der Horizontalen? Gewiss kann man mit dieser Konstruktion eine Maschine hoch in die Luft heben – aber da würde sie bleiben, an Ort und Stelle. Ich soll doch wohl nicht glauben, dass ihr eine Maschine am Boden habt, die sich im Einklang mit der im Himmel bewegt?«

»Ihr versteht mehr von Fabrialen, als ich erwartet hatte, Herrin der Wünsche.«

Raboniel summte einen besonderen Rhythmus. »Ich lerne eben schnell.« Dabei deutete sie auf die Notizen, die sich vor Navani stapelten. »In der Vergangenheit war es schwierig für meine Art, Sprengsel dazu zu bringen, sich im Körperreich als Geräte zu manifestieren. Anscheinend sind Leersprengsel nicht so ... selbstaufopfernd wie jene von Ehr oder der Bebauerin.«

Navanis Lider zuckten, als sie diese Andeutung begriff. Plötzlich verknüpften sich ein Dutzend loser Fäden in ihrem Geist miteinander und bildeten ein Gewebe. Eine *Erklärung*. Das war der Grund, warum die Fabriale des Turms – die Pumpen, die Aufzüge – keine Edelsteine mit darin gefangenen Sprengseln besaßen. Bei den Stürmen! ... das war die Erklärung der Seelengießer.

Ehrfurchtssprengsel bildeten einen Ring aus blauem Rauch um sie. In Seelengießern *steckten* keine Sprengsel, weil sie Sprengsel *waren*. Sie manifestierten sich im Körperreich wie Splitterklingen. Sprengsel wurden auf dieser Seite zu Metall. Und die

alten Sprengsel sollen dazu gebracht worden sein, sich nicht als Klingen, sondern als Seelengießer zu manifestieren?

»Wie ich sehe, hast du das bisher noch nicht gewusst«, sagte Raboniel und zog sich einen Stuhl heran. Als sie saß, war sie noch immer einen Fuß größer als Navani. Sie gab ein merkwürdiges Bild ab: eine Gestalt in einer gepanzerten Schale, als wollte sie in den Krieg ziehen. Doch sie durchblätterte einen Stapel mit Aufzeichnungen. »Seltsam, dass ihr zwar so viele Fortschritte gemacht habt, die wir uns in der Vergangenheit nie hätten träumen lassen, aber die viel einfacheren Methoden vergessen konntet, die eure Vorfahren benutzt haben.«

»Wir ... wir hatten ja keinen Zugang zu solchen Sprengseln, die mit uns sprechen wollten«, erklärte Navani. »Bei Vevs goldenen Schlüsseln ... das ... ich kann gar nicht glauben, dass wir das nicht erkannt haben sollen. Die ganze Tragweite ...«

»Die horizontale Bewegung?«, fragte Raboniel.

Navani fühlte sich benommen, während sie die Antwort aufzeichnete. »Wir haben gelernt, Ebenen für vereinigte Fabriale zu isolieren«, berichtete sie. »Ihr müsst diese Konstruktion aus Aluminiumdrähten einsetzen, die den Edelstein berühren. Mit ihrer Hilfe wird die vertikale Position beibehalten, aber der Edelstein kann nun horizontal bewegt werden.«

»Faszinierend«, entgegnete Raboniel. »Ralkalest – ihr nennt es in eurer Sprache Aluminium – greift in die Verbindung ein. Das ist nicht weniger als ... genial. Enorm viele Tests müssen nötig gewesen sein, bis die Konfiguration stimmte.«

»Es hat länger als ein Jahr gedauert«, gab Navani zu, »nachdem die Möglichkeit in der Theorie bewiesen war. Allerdings haben wir noch das Problem, dass wir keine vertikalen und horizontalen Bewegungen gleichzeitig durchführen können – die Fabriale, die uns nach oben und unten bewegen, sind etwas zimmerlich, und wir können sie erst dann mit dem Aluminium berühren, wenn sie bereits eingerastet sind.«

»Das ist unpraktisch.«

»Ja«, erwiderte Navani, »aber wir haben herausgefunden, wo wir anhalten müssen, um die vertikalen Bewegungen durchführen zu können. Es ist allerdings schwierig, denn Spannfedern funktionieren in beweglichen Gefährten nicht besonders gut.«

»Es sollte doch möglich sein, dieses Wissen dazu einzusetzen, die Benutzung von Spannfedern auch in Bewegung zu ermöglichen«, sagte Raboniel und betrachtete Navanis Skizze.

»Das war auch mein Gedanke«, gab Navani zurück. »Ich habe eine kleine Gruppe von Wissenschaftlerinnen darangesetzt, aber wir sind zu sehr von anderen Dingen in Anspruch genommen gewesen. Die Waffen, die Ihr gegen unsere Strahlenden einsetzt, verwirren mich noch immer sehr.«

Raboniel summte zu einem raschen und abwertenden Rhythmus. »Uralte Technologie, kaum noch funktionsfähig«, sagte sie. »Wir können einem Strahlenden das Sturmlicht aussaugen – solange sie von einer unserer Waffen aufgespießt werden. Diese Methode verhindert aber nicht, dass sich die Sprengsel mit neuen Strahlenden verbinden. Mir würde gefallen, wenn Eure Sprengsel einfacher in den Edelsteinen gefangen werden könnten.«

»Ich werde die Bitte weiterleiten«, sagte Navani.

Raboniel summte zu einem anderen Rhythmus, dann lächelte sie. Es war schwer, die Miene auf ihrem schmalen marmorierten Gesicht nicht als raubtierhaft einzuschätzen. Aber der Umgang mit ihr hatte auch etwas Verführerisches. Nach einem Gespräch von nur wenigen Minuten hatte Navani Geheimnisse erfahren, die sie schon seit Jahrzehnten hatte entschlüsseln wollen.

»So beenden wir den Krieg, Navani«, sagte Raboniel und stand auf. »Mit Informationen, die wir teilen.«

»Und wie sollte das den Krieg beenden?«

»Indem wir allen zeigen, dass jeder nur gewinnen kann, wenn wir zusammenarbeiten.«

»Unter der Herrschaft der Sänger.«

»Natürlich«, sagte Raboniel. »Du bist offenbar eine weise Gelehrte, Navani Kholin. Wäre die Möglichkeit, das Leben aller Mitglieder deines Volkes auf vielfache Weise zu verbessern, es denn nicht wert, die Selbstverwaltung aufzugeben? Sieh doch nur, was wir in wenigen Minuten erreicht haben – nur dadurch dass wir unser Wissen geteilt haben.«

Bloß wegen deiner Drohungen, dachte Navani und bemühte sich um eine ausdruckslose Miene. Das hier war kein freier Informationsaustausch. Es spielt keine Rolle, was du mir erzählst, Raboniel. Du kannst jedes Geheimnis enthüllen, wie es dir passt, denn ich bin in deiner Gewalt. Du kannst mich einfach töten, sobald du alles von mir bekommen hast, was du haben wolltest.

Doch sie lächelte Raboniel an. »Ich würde gern nach meinen Gelehrten sehen, Herrin der Wünsche, und mich vergewissern, dass sie gut behandelt werden, und ich möchte mir einen Überblick über unsere ... Verluste verschaffen.« Navani hoffte, dass das eine Sache klarstellte. Einige ihrer Freunde waren ermordet worden. Das würde sie nicht so leicht vergessen.

Raboniel summte und bedeutete Navani, ihr zu folgen. Hier war ein heikles Gleichgewicht nötig, denn beide versuchten, die jeweils andere zu lenken. Navani musste besonders darauf achten, dass sie nicht von Raboniel hereingelegt wurde. Das war der Vorteil, den Navani vor ihren Gelehrten besaß. Sie mochte zwar nicht würdig sein, zu ihnen gezählt zu werden, aber sie hatte mehr Erfahrung in der Welt der Politik.

Raboniel und Navani betraten den zweiten der Bibliotheksräume. Hier gab es mehr Sitzgelegenheiten. Navanis beste Feuerer und Wissenschaftlerinnen saßen jedoch auf dem Boden und hielten die Köpfe gesenkt. Die ausgelegten Laken deuteten an, dass sie hier schlafen sollten.

Einige hoben den Blick und sahen sie an, und sie bemerkte erleichtert, dass Ruschu und Falilar unverletzt geblieben waren.

Und dann zählte sie rasch durch; sofort fiel ihr auf, wer fehlte. Also trat sie an Falilar heran, hockte sich vor ihn und fragte: »Neshan? Inabar?«

»Getötet, Hellheit«, sagte er leise. »Sie waren im Raum der Kristallsäule, zusammen mit beiden Mündeln Neshans, Feuerin Vevanara und einer Handvoll bedauernswerter Soldaten.«

Navani zuckte zusammen. »Fürs Erste werden wir mit der Besatzungsmacht zusammenarbeiten«, flüsterte sie. »Gib diese Nachricht weiter.« Dann begab sie sich zu Ruschu. »Ich bin froh, dass es dir gut geht.«

Die Feuerin, die offenbar geweint hatte, nickte. »Ich war auf dem Weg nach hier unten, weil ich einige Schreiberinnen zur Katalogisierung der Schäden im oberen Raum holen wollte, als ... das hier passiert ist. Hellheit, glaubt Ihr, dass da ein Zusammenhang besteht?«

In dem ganzen Chaos hätte Navani beinah die seltsame Explosion vergessen. »Habt ihr vielleicht aufgeladene Kugeln zwischen den Trümmern gefunden?« *Inbesondere eine mit Leerlicht?*

»Nein, Hellheit«, sagte Ruschu. »Ihr habt den Raum ja mit eigenen Augen gesehen. Alles liegt dort in Schutt und Asche. Ich hatte ihn abgedunkelt, damit ich sehen konnte, was glüht oder schimmert, aber mir ist nichts aufgefallen. Keine Andeutung von Sturmlicht oder gar von Leerlicht.«

Es war so, wie Navani befürchtet hatte. Was immer diese Explosion ausgelöst haben mochte, es stand in Verbindung mit der seltsamen Kugel – und diese Kugel war nun vermutlich verschwunden.

Navani stand auf und ging zu Raboniel zurück. »Es war nicht nötig, meine Gelehrten während Eures Angriffs zu töten. Sie haben keine Bedrohung für Euch dargestellt.«

Raboniel summte zu einem schnellen Rhythmus. »Du wirst keine weitere Warnung erhalten, Navani. Du wirst meinen Titel benutzen, wenn du mich ansprichst. Ich will nicht, dass dir

unter – und er konnte schwören, dass er Gestalten in dem Regen wahrgenommen hatte. Als würde der Regen selbst gewisse Umrisse annehmen.

Die Landschaft war dunkel, aber er hatte das Gefühl, in der Ferne Berggipfel zu erahnen. Er stapfte durch das Wasser und war überrascht, nirgendwo Sprengsel zu bemerken – nicht einmal Regensprengsel. Er glaubte, auf dem Kamm eines Hügels Licht zu sehen, also ging er den Hang hinauf und bemühte sich, auf dem glitschigen Fels nicht den Halt zu verlieren. Ein Teil von ihm fragte sich, warum er überhaupt sehen konnte. Die erstarrten, schartigen Blitze gaben doch kaum Licht ab. War er nicht schon einmal an einem solchen Ort gewesen? Mit allgegenwärtigem Licht, aber einem schwarzen Himmel?

Er blieb stehen, schaute wieder nach oben; der Regen peitschte ihm über das Gesicht. Das alles war doch ... falsch. Das war nicht wirklich ... oder?

Bewegung.

Kaladin wirbelte herum. Eine kleine Gestalt kam vom Hügelkamm aus auf ihn zu und verließ allmählich die Finsternis. Sie schien vollständig aus grauem, wirbelndem Nebel zu bestehen, wies keine Gesichtszüge auf, war aber mit einem Speer bewaffnet. Als die Gestalt nahe genug an ihn herangekommen war, packte Kaladin die Waffe mit einer raschen Handbewegung, drehte sie und stieß mit einer klassischen Bewegung zur Entwaffnung gegen sie.

Dieser Phantom-Angreifer war nicht besonders geschickt, und Kaladin konnte ihm die Waffe leicht entwinden. Sein Instinkt übernahm die Herrschaft; er wirbelte den Speer herum und stieß ihn in den Hals der Gestalt. Als das kleine Wesen zu Boden fiel, tauchten zwei weitere wie aus dem Nichts auf – beide schwangen Speere.

Kaladin fing den ersten Schlag ab und schickte den Angreifer mit einem wohlberechneten Stoß zu Boden, dann wirbelte er herum und fällte auch den anderen, indem er ihm die Beine

wegriss. Er erstach diese Gestalt mit einem raschen Stoß in den Hals, dann rammte er seinen Speer in den Magen des anderen, als dieser wieder aufzustehen versuchte. Blut rann am Schaft des Speers entlang und tropfte auf Kaladins Finger.

Er riss den Speer heraus, und die rauchartige Gestalt fiel zu Boden. Es fühlte sich gut an, wieder einen Speer in den Händen zu halten. Ohne Sorgen zu kämpfen. Ohne etwas anderes, das ihn niederdrückte, da war nur der Regen auf seiner Uniform. Das Kämpfen war einmal so einfach gewesen. Vor ...

Vor ...

Der wirbelnde Nebel trieb von den Gestalten am Boden fort, und er fand drei Botenjungen in Amarams Farben, getötet durch Kaladins Speer. Drei Leichen, einschließlich seines Bruders.

»Nein!«, schrie Kaladin heiser und hasserfüllt. »Wer wagt es, mir das zu zeigen? So ist es nicht geschehen! Ich war doch dabei!«

Er wandte sich von den Leichen ab und schaute zum Himmel hinauf. »Ich habe ihn nicht getötet! Ich habe ihn im Stich gelassen. Ich ... ich habe nur ...«

Er stolperte von den toten Jungen weg, ließ seinen Speer fallen und hielt sich die Hände gegen den Kopf. Er spürte die Narben auf seiner Stirn. Sie schienen tiefer geworden zu sein, wie Klüfte, die durch seinen Schädel schnitten.

Schasch. Gefährlich.

Donner grollte über ihm, und er taumelte den Hügel hinunter. Er konnte das Bild des toten Tien, der blutend auf dem Hang lag, nicht verscheuchen. Was für eine schreckliche Vision war das?

»Du hast uns gerettet, damit wir sterben konnten«, sagte eine Stimme in der Finsternis.

Diese Stimme kannte er. Kaladin wirbelte herum, platschte durch die Regenwasserpfüten und suchte nach dem Ursprung. Er befand sich auf der Zerbrochenen Ebene. Im Regen bemerkte

er die *Andeutung* von Menschen: Gestalten, geschaffen durch die niedergehenden Tropfen und doch irgendwie leer.

Die Gestalten griffen sich gegenseitig an, und er hörte den Donner des Krieges. Männer schrien, Waffen klirrten gegeneinander, Stiefel schabten über Stein. All das umgab ihn, überwältigte ihn, bis er blitzartig in eine gewaltige Schlacht hineintrat und die nur angedeuteten Umrisse wirklich wurden. Männer in Blau kämpften da gegen andere Männer in Blau.

»Hört auf zu kämpfen!«, brüllte Kaladin sie an. »Ihr bringt eure eigenen Leute um! Das sind doch alles eure Soldaten!«

Aber sie schienen ihn gar nicht zu hören. Statt Regenwasser floss Blut unter seinen Füßen; Ströme und Spritzer vereinigten sich, während Speerkämpfer eifrig über die Leichen der Gefallenen kletterten und sich weiter bekämpften. Kaladin packte einen Speerkrieger und zog ihn von einem anderen weg, dann ergriff er einen dritten, riss ihn zurück – und stellte fest, dass es sich um Lopen handelte.

»Lopen!«, rief Kaladin. »Hör mir zu! Hört auf zu kämpfen!«

In einem schrecklichen Grinsen bleckte Lopen die Zähne und stieß Kaladin zur Seite, dann warf er sich einer weiteren Gestalt entgegen – es war Fels, der über einen Kadaver gestolpert war. Lopen tötete ihn mit einem Speerstoß in die Eingeweide, doch dann tötete Teft Lopen von hinten. Bisig erstach Teft, und Kaladin erkannte nicht, wer wiederum ihn zur Strecke brachte. Er war viel zu entsetzt.

Sigzil ging neben ihm mit einem Loch in der Flanke nieder, und Kaladin fing ihn auf.

»Warum?«, fragte Sigzil, während ihm das Blut von den Lippen tropfte. »Warum hast du uns nicht schlafen lassen?«

»Das ist nicht wirklich so. Das kann gar nicht wirklich sein.«

»Du hättest uns auf der Zerbrochenen Ebene sterben lassen sollen.«

»Ich wollte euch beschützen!«, rief Kaladin. »Ich musste euch beschützen!«

»Du hast uns verflucht ...«

Kaladin ließ den sterbenden Sigzil los und taumelte davon. Er senkte den Kopf und rannte davon. Wolken trieben durch seine Gedanken. Ein Teil von ihm wusste, dass dieses Grauen nicht echt war, aber er hörte noch immer die Schreie. Sie klagten ihn an. *Warum hast du das getan, Kaladin? Warum hast du uns getötet?*

Er drückte sich die Hände gegen die Ohren und wollte nur noch dem Gemetzel entkommen. Dabei wäre er fast in eine Kluft gelaufen. Er hielt an, schwankte am Rand. Dann schaute er nach links. Dort, einen kleinen Hang hinauf, befanden sich die Kriegslager.

Er musste früher schon einmal hier gewesen sein. Er erinnerte sich an diesen Ort, an diesen Sturm, an den leichten Regen. Und an diese Kluft. In ihr wäre er beinahe gestorben.

»Du hast uns gerettet«, sagte eine Stimme, »damit wir leiden konnten.«

Moasch. Er stand nicht weit von Kaladin entfernt am Rand der Kluft. Der Mann drehte sich um, und Kaladin sah seine Augen – schwarze Schlünde. »Die Leute glauben, dass du gnädig zu uns gewesen bist. Aber wir beide kennen die Wahrheit, oder? Du hast es nur für dich getan. Nicht für uns. Wärest du wirklich gnädig gewesen, hättest du uns einen schnellen Tod gegeben.«

»Nein«, sagte Kaladin. »Nein!«

»Die Leere wartet, Kal«, bemerkte Moasch. »In ihr kannst du alles tun, ohne es zu bedauern – sogar töten. Ein Schritt nur. Und du musst nie wieder Schmerzen empfinden.«

Moasch machte den Schritt und fiel in die Kluft. Kaladin ging am Rand auf die Knie, während der Regen ihn überströmte. Entsetzt starrte er nach unten.

Dann erwachte er an einem kalten Ort. Sofort fuhren hundert verschiedene Schmerzen durch seine Muskeln und Ge-

lenke, und wie ein vernachlässigtes Kind schrie ein jeder nach Aufmerksamkeit. Er ächzte und öffnete die Augen, aber er sah nur Dunkelheit.

Ich bin im Turm, dachte er und erinnerte sich an die Ereignisse des vergangenen Tages. *Bei den Stürmen! Dieser Ort wird von den Verschmolzenen beherrscht. Ich bin nur knapp entkommen.*

Die Alpträume schienen schlimmer zu werden. Oder sie waren schon immer so schlimm gewesen, aber er hatte nichts von ihnen gewusst. Schwer atmend lag er da und schwitzte wie von einer großen Anstrengung – und erinnerte sich an den Anblick seiner sterbenden Freunde. Und er erinnerte sich daran, wie Moasch in die Finsternis hineingetreten und verschwunden war.

Schlaf sollte erfrischend wirken, aber Kaladin fühlte sich nun noch erschöpfter als bei seinem Zusammenbruch. Er ächzte, lehnte den Rücken gegen die Wand und zwang sich, aufrecht zu sitzen. Dann tastete er in plötzlicher Panik um sich. In seiner Benommenheit war ein Teil von ihm überzeugt, Teft tot auf dem Boden vorfinden zu müssen.

Als er seinen Freund entdeckte, stieß er einen Seufzer der Erleichterung aus. Er atmete noch. Leider hatte er sich eingenässt – er würde rasch austrocknen, wenn Kaladin nichts unternahm, und die Gefahr von Verwesungssprengseln war groß, wenn Kaladin ihn nicht bald säuberte und ihm eine Bettpfanne besorgte.

Bei den Stürmen! Das Gewicht von Kaladins Taten war fast so bedrückend wie das des Turms. Er war allein, hatte sich in der Dunkelheit verirrt, war ohne Sturmlicht und Wasser, um von richtigen Waffen erst gar nicht zu sprechen. Er musste nicht nur auf sich selbst achtgeben, sondern auch noch auf einen Mann, der im Koma lag.

Was hatte er sich bloß gedacht? Er glaubte dem Albtraum zwar nicht, aber es gelang ihm auch nicht, dessen Widerhall

völlig zu verbannen. Warum eigentlich? Warum konnte er nicht loslassen? Warum musste er immer weiter kämpfen? Geschah es wirklich nur für die anderen?

Oder war er tatsächlich selbstsüchtig? Weil er seine Niederlage nicht eingestehen konnte?

»Syl?«, fragte er in die Dunkelheit hinein. Als sie keine Antwort gab, rief er sie noch einmal. Mit zitternder Stimme. »Syl, wo bist du?«

Keine Antwort. Er tastete in seinem Gehäuse herum und bemerkte, dass er keine Ahnung hatte, wie er hier herauskommen sollte. Er hatte sich und Teft in dieser allzu dichten Finsternis eingekerkert. Hier würden sie allein einen einsamen Tod sterben ...

Da erschien ein nadelstichgroßer Lichtfleck. Syl kam in das Gemach herein, zum Glück. Sie konnte nicht durch Mauern gleiten, denn im Körperreich besaßen die Sprengsel so viel Substanz, dass die meisten Gegenstände für sie ein Hindernis bildeten. Sie schien durch eine Art von Luftschacht hoch oben in der Wand gekommen zu sein.

Ihr Erscheinen brachte ein gewisses Maß an geistiger Gesundheit mit. Rasselnd atmete er aus, als sie abstieg und auf seiner ausgestreckten Handfläche landete.

»Ich habe einen Ausweg gefunden«, sagte sie und nahm die Gestalt eines Soldaten in Späheruniform an. »Aber ich glaube nicht, dass du dich hindurchquetschen kannst. Selbst für ein Kind wäre es zu eng.

Ich habe mich umgesehen, aber ich konnte mich nicht allzu weit entfernen. An vielen Treppen sind Wächter postiert, doch sie scheinen nicht nach dir zu suchen. Die Etagen sind so weitläufig, dass sie es vermutlich aufgegeben haben, hier jemanden finden zu wollen.«

»Das sind immerhin gute Nachrichten«, sagte Kaladin. »Hast du eine Ahnung, was das für ein Licht war, das mich hergeführt hat?«

»Ich ... habe eine Theorie«, sagte Syl. »Vor langer Zeit, als zwischen den Sprengseln und den Menschen noch alles in Ordnung war, hat es drei Bindschmiede gegeben. Einen für den Sturmwater. Einen für die Nachtschauerin. Und einen anderen für ein Sprengsel, das der Zwilling genannt wird. Das war ein Sprengsel, das in diesem Turm verblieb, sich versteckte und sich den Menschen nicht zeigte. Es sollte schon vor langer Zeit gestorben sein.«

»Oh«, sagte Kaladin und betastete die Tür, die ihn hier hineingelassen hatte. »Wie waren sie denn so?«

»Ich weiß es nicht«, sagte Syl und bewegte sich auf seine Schulter. »Wir haben mit Hellheit Navani darüber gesprochen und ihre Fragen beantwortet, und die übrigen Sprengsel der Strahlenden wussten nicht mehr als das, was ich gerade gesagt habe. Du darfst nicht vergessen, dass viele der Sprengsel, die noch die alten Zeiten kannten, gestorben sind – und der Zwilling ist immer sehr verschlossen gewesen. Ich weiß nicht, was für eine Art von Sprengsel er ist oder warum er einen Bindschmied erschaffen konnte. Wenn er aber noch lebt, weiß ich nicht, warum so vieles in diesem Turm nicht mehr in Ordnung ist.«

»Nun, diese Wand hat jedenfalls funktioniert«, sagte Kaladin und fand den Edelstein in ihr. Er war nun dunkel, aber auf dieser Seite ragte er viel weiter hervor, während er auf der anderen Seite schnell übersehen werden konnte. Wie viele weitere Räume mochten noch solche Edelsteine in den Mauern besitzen – und versteckte Türen?

Er berührte den Stein. Obwohl er kein Sturmlicht mehr hatte, schimmerte etwas in seiner Tiefe auf. Es war ein weißes Licht, das wie ein Stern glitzerte. Es wurde größer, wurde zu einem kleinen Ausbruch von Sturmlicht, und leise öffnete sich die Tür wieder.

Kaladin stieß einen langen Seufzer aus und spürte, wie ein wenig von seiner Panik fortgespült wurde. Also würde er wohl

nicht in der Dunkelheit sterben. Sobald der Edelstein aufgeladen war, arbeitete er wie jedes andere Fabrial, und zwar so lange, wie er noch Sturmlicht in sich hatte.

Er sah Syl an. »Glaubst du, du findest hierher und zu Teft zurück, wenn wir ihn dort liegen lassen und uns draußen umsehen?«

»Es sollte möglich sein, mir den Weg einzuprägen.«

»Gut«, sagte Kaladin. »Denn was wir unbedingt brauchen, sind Vorräte.« Er durfte noch nicht in längeren Zeiträumen denken. Die beängstigenden Fragen – was er hinsichtlich des Turms unternehmen sollte und hinsichtlich der Dutzenden von Strahlenden in feindlicher Gefangenschaft sowie seiner Familie – mussten erst einmal warten. Zunächst benötigte er Wasser, Nahrung, Sturmlicht und – das war das Wichtigste – eine bessere Waffe.

brecher zerstreuten sich, gefolgt von Gestalten in Blau, die mit Speeren bewaffnet waren.

Es sind weniger Himmlische, als ich erwartet hatte, bemerkte Dalinar, während ihm der Wind durch die Haare fuhr. Er bemerkte nur vier der fliegenden Verschmolzenen, die das Schlachtfeld von hoch oben betrachteten und hin und wieder Anweisungen an die Bodentruppen gaben. Sie mischten sich nicht ein. *Sie verlassen sich in dieser Schlacht auf die Himmelsbrecher*. Vielleicht befand sich der größte Teil der Himmlischen bei der feindlichen Hauptstreitmacht, die wenige Tagesmärsche von hier stationiert war.

Der Marder beugte sich über den Rand der Plattform und versuchte, unmittelbar unter sie zu blicken – dorthin nämlich, wo die Strahlenden kämpften. Dabei schien es ihn gar nicht zu berühren, dass er sich dreihundert Ellen über dem Boden befand. Für einen Mann, der sonst so paranoid wirkte, war er ziemlich nachlässig in seinem Verhalten gegen Gefahren.

Unter ihnen hielt die Schlachtformation stand. Dalinars Truppen wurden von den Azisch unterstützt und kämpften gegen Taravangians verräterische Streitkräfte, die versucht hatten, ins Landesinnere vorzudringen und ihren König zu retten. Die Veden wurden von einer geringen Zahl Verschmolzener und einigen Sänger-Truppen unterstützt – es war eine kleine Gruppe, die vor dem Verrat unentdeckt hatte heranrücken können.

Auf Dalinars Plattform stellten sich etwa fünfzig Bogenschützen neu auf, nachdem das Chaos des plötzlichen Himmelsbrecherangriffs abgeebbt war. Gleich würden sie den Veden einen Pfeilregen entgeschicken.

»Sie werden bald durchbrechen«, sagte der Marder leise, während er das Schlachtfeld betrachtete. »Ihre Linie krümmt sich bereits. Diese Azisch kämpfen gut. Besser, als ich es vermutet hätte.«

»Sie haben eine ausgezeichnete Disziplin«, stimmte Dalinar ihm zu. »Sie brauchen nur eine gute Führung.« Kein Azisch-Soldat war ein ernst zu nehmender Gegner für einen Alethi, aber nachdem Dalinar im letzten Jahr ihre Disziplin beobachten konnte, war er dafür dankbar, dass er ihrer Infanterie nie in einer Schlacht gegenüberstehen musste. Die großen Einheiten von Azisch-Pikenieren waren zwar weniger beweglich als ihre Entsprechung bei den Alethi, doch sie waren untadelig koordiniert.

Sie waren eine ausgezeichnete Ergänzung für das Alethi-System, das weitaus beweglicher war und eine Vielzahl spezialisierter Truppen besaß. Mithilfe der Azisch-Kontingente, die wie Keile eingesetzt wurden, und der Alethi-Taktik war es ihnen bisher gelungen, dem Feind standzuhalten, obwohl dieser den Vorteil der natürlichen Panzerung und des kräftigeren Körperbaus besaß.

Und die Veden-Verräter? Nun, der Marder hatte recht. Die feindliche Linie bog sich bereits und stand kurz davor zu brechen. Sie hatten keine Kavallerie, und der Marder gab einer der wartenden Schreiberinnen einen leisen Befehl, den sie sofort weiterleitete. Dalinar vermutete – korrekt –, dass er an der linken Flanke einen raschen Ausfall der leichten Reiterei befohlen hatte. Sie schossen ihre Pfeile in die hinteren Reihen der Veden, lenkten sie ab, und die schwankenden Linien wurden dadurch noch weiter abgelenkt.

»Ich muss zugeben, dass dies eine ausgezeichnete Art ist, das Schlachtfeld zu überblicken«, sagte der Marder zu Dalinar, während sie zusahen und hinter ihnen die Bogensehnen schwirrten.

»Und Ihr hattet Euch schon Sorgen gemacht, es könnte kein Entkommen geben.«

»Ich hatte eher befürchtet, dass alle Fluchtwege durch einen unglücklichen Sturz zu Boden abgeschnitten sein könnten«, sagte der Marder und warf einen Blick nach unten. »Ich weiß

noch immer nicht, ob es klug ist, dass wir beide uns hier oben befinden. Wir sollten auf unterschiedlichen Plattformen stehen, damit der eine weiterhin unsere Streitkräfte befehligen kann, wenn der andere hinunterstürzt.«

»Ihr seid im Irrtum, was meine Aufgabe hier angeht, Dieno«, sagte Dalinar und zupfte an dem Seil, das die beiden verband. »Ich werde in dieser Schlacht keine Befehle geben, sofern Ihr getötet werden solltet. Mir obliegt es schließlich, Euch von hier fortzubringen, *bevor* Ihr getötet werden könnt.«

Eines von Jasnahs Fluchtbooten wartete auf der anderen Seite, in Schadesmar. In einem Notfall konnte Dalinar sich und den Marder durch das Lot bringen. Sie würden eine kurze Strecke fallen – nicht annähernd so tief wie auf dieser Seite –, und ein gepolstertes Schiff mit angespannten Mandras würde sie empfangen.

Es war keine große Überraschung, dass dem Marder diese Fluchtroute nicht gefiel. Er konnte sie nicht kontrollieren. Ehrlich gesagt war auch Dalinar nicht ganz glücklich darüber, denn er traute seinen Kräften noch nicht voll und ganz. Er beherrschte sie eher dürftig.

Er öffnete das Lot, als die Windläufer herbeikamen und mehr Sturmlicht brauchten. Es gelang ihm, das Lot nur einen winzigen Spaltbreit zu öffnen und alle in seiner unmittelbaren Umgebung aufzuladen, während die Himmelsbrecher nichts davon abbekamen. Sie zogen sich zurück. Himmelsbrecher konnten nicht gegen Windläufer bestehen, deren Sturmlicht dauernd aufgeladen wurde, und sie wurden vornehmlich auf Schlachtfeldern eingesetzt, auf denen Dalinar nicht anwesend war.

Während der Marder die Verlustberichte entgegennahm, die leider auch zwei Windläuferknappen aufzählten, trat eine junge Schreiberin mit einem Blätterstapel und einer blinkenden Spannfeder auf Dalinar zu. »Nachrichten aus Urithiru, Hellherr«, sagte sie. »Ihr wolltet doch Bericht erhalten, sobald

wir etwas von dort hören, und nun haben wir Nachrichten bekommen.«

Dalinar spürte, wie ihm eine große Last von den Schultern genommen wurde. »Endlich! Was ist los?«

»Schwierigkeiten mit den Turmfabrialen«, berichtete die Schreiberin. »Hellheit Navani sagt, dass eine Art von fremdartiger Abwehraura angewendet wurde, die verhindert, dass die Strahlenden in die Lage kommen, ihre Kräfte einzusetzen. Außerdem behindert es die Fabriale. Sie musste einen Spähertrupp in die Berge schicken, damit sie ihre Botschaft senden konnte.

Alle sind in Sicherheit, und sie arbeitet an dem Problem. Deswegen funktionieren allerdings die Eidtore nicht mehr. Sie bittet Euch um Geduld und fragt nach, ob hier irgendetwas Merkwürdiges geschehen ist.«

»Berichte ihr von Taravangians Verrat«, sagte Dalinar, »aber teil ihr auch mit, dass ich in Sicherheit bin, ebenso wie unsere Familie. Wir kämpfen gegen die Verräter und sollten schon bald gewonnen haben.«

Sie nickte und machte sich daran, die Botschaft zu übermitteln. Der Marder kam näher; er musste entweder gelauscht oder einen ähnlichen Bericht erhalten haben.

»Sie versuchen uns während des Verrats zu verwirren und abzulenken«, sagte er. »Sie greifen an mehreren Fronten an.«

»Eine weitere List, um die Eidtore zunichtezumachen«, pflichtete Dalinar ihm bei. »Das Gerät, das sie bei Großmarschall Kaladin angewendet haben, muss eine Art Test gewesen sein. Sie haben Urithiru für eine Weile lahmgelegt, um uns zu isolieren.«

Der Marder beugte sich vor und betrachtete die Armeen unterhalb von ihm. »Etwas an alldem fühlt sich falsch an, Schwarzdorn. Wenn dies hier nur eine Kriegslist war, damit die Kämpfe auf Azir und Emul beschränkt werden, haben sie einen taktischen Fehler begangen. In diesem Teil des Landes sind ihre Streitkräfte ungeschützt, und wir haben die Ober-

hand. Sie würden sich nicht die Mühe machen, uns von den Eidtoren abzuschneiden, wenn sie damit nicht tatsächlich unseren Fluchtweg blockieren würden. Aber das ist nicht der Fall, da wir gar keinen Fluchtweg brauchen.«

»Ihr glaubt, das ist eine Ablenkung von etwas anderem?«

Der Marder nickte langsam. Tief unten machte die Kavallerie einen weiteren Ausfall. Die Frontlinie der Verräter geriet noch stärker ins Wanken.

»Ich werde den anderen sagen, dass sie auf der Hut sein sollen«, sagte Dalinar, »und ich werde Späher nach Urithiru schicken. Ich glaube ebenfalls, dass etwas nicht stimmt.«

»Wir sollten uns vergewissern, dass die Armeen, gegen die wir in Emul kämpfen müssen, nicht heimlich verstärkt wurden. Das könnte schrecklich für uns sein – die einzige wahre Katastrophe, die ich mir hier vorstellen kann, ist eine Belagerung Azimirs, während durch die Eidtore kein Nachschub herbeigeschafft werden kann. Ich habe mir die Stadt angesehen und muss sagen: Dort säße ich nicht gern in der Falle.«

»Dem stimme ich zu«, sagte Dalinar.

Der Marder beugte sich noch weiter vor, während er das Schlachtfeld unter sich beobachtete. Von dort drangen kaum Laute hinauf – nichts als ein gedämpftes Klirren und Rufe aus weiter Ferne. Die Männer bewegten sich wie Lebenssprengsel.

Aber Dalinar konnte den Schweiß riechen. Und er hörte auch das Brüllen. Er fühlte sich, als stünde er mitten zwischen den kämpfenden, kreischenden und sterbenden Körpern und herrschte mit der Splitterklinge in der Hand über sie. Sobald man von der annähernden Unbesiegbarkeit im Splitterpanzer gekostet und darin gegen die Sterblichen gekämpft hatte, war es schwer, dieses Gefühl wieder zu vergessen.

»Ihr vermisst es«, sagte der Marder, während er Dalinar ansah.

»Ja«, gab Dalinar zu.

»Sie könnten Euch auf dem Boden gebrauchen.«

»Dort unten wäre ich bloß ein weiteres Schwert. In anderen Positionen kann ich mehr tun.«

»Verzeihung, Schwarzdorn, aber Ihr seid *nie* bloß ein weiteres Schwert gewesen.« Der Marder verschränkte die Arme vor der Brust und lehnte sich gegen die hölzerne Reling. »Ihr sagt immer wieder, dass Ihr anderswo von größerem Nutzen seid, und ich vermute, Ihr entfesselt verdammt gute Stürme zum Aufladen der Kugeln. Aber ich spüre, dass Ihr zurückweicht. Was plant Ihr?«

Das war die Frage. Er spürte, dass es für ihn noch so viel zu tun gab. Größere Dinge. Und wichtige Dinge. Die Aufgaben eines Bindschmieds. Aber sie zu finden, sie zu verstehen ...

»Die Front bricht auseinander«, sagte der Marder und richtete sich auf. »Wollt Ihr sie entkommen lassen oder zerschmettern?«

»Was würdet Ihr tun?«, fragte Dalinar.

»Ich hasse es, gegen Männer zu kämpfen, die den Eindruck haben, dass es für sie keinen Ausweg mehr gibt«, sagte der Marder.

»Wir dürfen nicht zulassen, dass sie den Feind im Süden stärken«, erklärte Dalinar. Dort fände die wahre Schlacht statt, sobald das Scharmützel unter ihnen vorbei wäre. Der Kampf um Emul. »Sie sollen weiter bedrängt werden, bis sie sich ergeben.«

Der Marder gab die Befehle. Unten dröhnte der Hall von Trommeln über das Schlachtfeld. Es war der fieberhafte Versuch der feindlichen Kommandanten, die Disziplin aufrechtzuhalten, während sich die Frontlinie auflöste. Beinahe konnte er ihre von Panik getränkten Schreie hören. Verzweiflung lag in der Luft.

Der Marder hat recht, dachte Dalinar. Sie haben sich wahrhaft bemüht, uns hier zu schlagen – aber etwas stimmt nicht. Uns fehlt im Plan des Feindes ein ganzes Stück.

Während er zusah, trat ein unscheinbarer Soldat neben ihn. Dalinar hatte heute nur eine Handvoll Leibwächter mitgenom-

men: drei Männer aus der Kobaltgarde und eine einzige Splitterträgerin. Das war die Hornesserin Leine, die sich seiner Garde aus Gründen angeschlossen hatte, die er nicht ganz verstand.

Außerdem verfügte er über eine verborgene Waffe – den Mann, der hier neben ihm stand. In seiner Alethi-Uniform sah er so gewöhnlich aus, auch wenn sein Schwert zugegebenermaßen größer war, als es die Regularien vorsahen. Szeth, der Attentäter in Weiß, trug ein falsches Gesicht. Er sprach nicht, obwohl das komplizierte Lichtweben, das über ihm lag, gewiss auch seine Stimme verstellte. Er beobachtete nur und kniff die Augen zusammen. Was sah er auf diesem Schlachtfeld? Was hatte seine plötzliche Aufmerksamkeit erregt?

Unvermittelt packte Szeth Dalinar an den Aufschlägen seiner Uniform und riss ihn zur Seite. Dalinar hatte kaum Zeit für einen Aufschrei des Erstaunens, als eine glühende Gestalt neben der Plattform der Bogenschützen aufstieg; Sie strahlte vor Sturmlicht und schwang eine silberne Splitterklinge. Szeth trat zwischen Dalinar und den Himmelsbrecher und legte die Hand an sein eigenes Schwert. Aber Dalinar ergriff seinen Arm und hinderte ihn daran, es zu ziehen. Sobald diese Waffe befreit war, würden gefährliche Dinge geschehen. Sie durften nur im äußersten Notfall entfesselt werden.

Die Gestalt war Dalinar vertraut. Dunkelbraune Haut, mit einem Muttermal an der Wange. Nalan – genannt Nale. Herold und Anführer der Himmelsbrecher. Er hatte sich vor Kurzem das Haupt geschoren und streckte nun seine Klinge in einer trotzig – vielleicht herausfordernden – Haltung vor, als er Dalinar ansprach.

»Bindeschmied«, sagte Nale, »dein Krieg ist ungerecht. Unterwirf dich den Gesetzen des ...«

Ein Pfeil bohrte sich mitten in sein Gesicht und ... unterbrach ihn. Dalinar schaute zurück und hielt Leine auf, die

ihren Splitterbogen erneut spannte. »Warte. Ich möchte ihn anhören.«

Mit einer Miene des Leidens nahm Leine den Pfeil wieder heraus und senkte ihren Bogen, während das Sturmlicht Nale heilte. Konnte dieser Mann überhaupt umgebracht werden? Asch sagte, der Feind habe Jezrien irgendwie getötet – aber wenn früher ein Herold gestorben war, war seine Seele zur Verdammnis zurückgekehrt, wo Folter sie erwartete.

Nale fuhr mit seiner Rede nicht fort. Leichtfüßig trat er auf die Reling der Plattform und sprang von dort auf das Deck. Er warf seine Klinge von sich, und mitten in der Luft löste sie sich in Dunst auf.

»Warum bist du ein Bindeschmied?«, fragte er Dalinar. »Du solltest nicht existieren, Schwarzdorn. Deine Sache ist nicht rechens. Dir sollten die wahren Wogen Ehre verwehrt sein.«

»Vielleicht ist das ein Zeichen dafür, dass du unrecht hast, Nale«, sagte Dalinar. »Vielleicht sind wir doch im Recht.«

»Nein«, sagte Nale. »Andere Strahlende können sich selbst und ihre Sprengsel belügen. Die sogenannten Ehrensprengsel beweisen, dass die Moral nach ihren Vorstellungen gestaltet wird. Du solltest anders sein. Ehr sollte dieses Band nicht zulassen.«

»Ehr ist aber tot«, sagte Dalinar.

»Dennoch sollte Ehr es verhindern«, sagte Nale. »Er sollte *dich* verhindern.« Er sah Dalinar von oben bis unten an. »Keine Splitterklinge. In Ordnung.«

Er machte eine Bewegung auf Dalinar zu und griff nach ihm. Szeth war zwar sofort bei ihm, aber er zögerte noch, seine seltsame Klinge zu zücken. Nale bewegte sich mit der Anmut eines Himmelsaals, wirbelte Szeth herum und schleuderte ihn auf das Deck der hölzernen Plattform. Der Herold stieß Szeths Schwert, das noch im Futteral steckte, zur Seite und schlug gegen seine Armbeuge, sodass er seine Waffe fallen lassen musste. Lässig hob Nale die Hand und fing den Pfeil

ab, der nur wenige Fuß von ihm entfernt von Leines Splitterbogen abgeschossen worden war – eine übermenschliche Leistung.

Dalinar presste die Hände zusammen und griff jenseits der Wirklichkeit nach dem Lot. Nale sprang über Szeth hinweg auf Dalinar zu, während die anderen auf der Plattform losschrien und auf den Angriff zu reagieren versuchten.

Nein, sagte der Sturmvater zu Dalinar. *Berühre ihn*.

Dalinar zögerte. Die Macht des Lots lag in Reichweite – doch dann streckte er die Hand aus und drückte sie gegen Nales Brust, während der Herold nach ihm griff.

Ein Blitz.

Dalinar sah, wie Nale von einer Splitterklinge wegtrat, die in den Stein gerammt war.

Ein Blitz.

Nale wiegte ein Kind in dem einen Arm und zog mit der anderen Hand seine Klinge, während dunkle Mächte in der Nähe über einen Felsgrat krochen.

Ein Blitz.

Nale stand bei einer Gruppe von Gelehrten und entrollte ein langes Schriftstück, das mit winzigem Text angefüllt war. »Das Gesetz kann nicht moralisch sein«, sagte Nale zu ihnen. »Aber *ihr* könnt moralisch sein, indem ihr die richtigen Gesetze erlasst. Zu allen Zeiten müsst ihr die Schwachen schützen, die regelmäßig übervorteilt werden. Setzt das Recht der Bewegungsfreiheit fest, damit eine Familie, die der Meinung ist, dass sich ihr Herr ungesetzmäßig verhält, sein Gebiet auch verlassen kann. Und bindet die Autorität eines Herrn an das Volk, das ihm folgt.«

Ein Blitz.

Nale kniete vor einem Großsprengsel.

Ein Blitz.

Nale kämpfte auf einem Schlachtfeld.

Ein Blitz.

Noch ein Kampf.

Ein Blitz.

Noch ein Kampf.

Die Visionen kamen schneller und schneller; Dalinar konnte die eine nicht mehr von der anderen unterscheiden. Bis ...

Ein Blitz.

Nale gab einem bärtigen Alethi die Hand. Königlich und weise wirkte er, und Dalinar wusste, dass dies Jezerezeh war, auch wenn er nicht sagen konnte, woher dieses Wissen kam.

»Ich werde diese Bürde übernehmen«, sagte Nale leise. »Es ist mir eine Ehre.«

»Betrachte es nicht als Ehre«, sagte Jezerezeh. »Eine Pflicht, ja, das ist es – aber keine Ehre.«

»Ich verstehe. Auch wenn ich nicht erwartet hätte, dass du mit diesem Angebot zu einem Feind kommst.«

»Zu einem Feind, ja«, sagte Jezerezeh. »Aber zu einem Feind, der von Anfang an recht gehabt hat und nicht dich, sondern mich zum Schurken hat werden lassen. Wir werden das, was wir zerbrochen haben, wieder richten. Ischar und ich sind einer Meinung. Es gibt niemanden, den wir zu diesem Pakt lieber willkommen heißen würden als dich. Du bist der ehrenwerteste Mann, dessen Gegner zu sein ich je die Ehre hatte.«

»Ich wünschte, das würde stimmen«, sagte Nale. »Aber ich werde so gut dienen, wie es mir möglich ist.«

Nun verblasste die Vision, und Nale sprang weg von Dalinar; er keuchte und riss die Augen auf. Dabei hinterließ er ein Band aus Licht, das sich zwischen ihm und Dalinar erstreckte.

Bindeschmied, sagte der Sturmwater in Dalinars Kopf. *Du hast eine kurze Verbindung zu ihm hergestellt. Was hast du gesehen?*

»Seine Vergangenheit, glaube ich«, flüsterte Dalinar. »Und jetzt ...«

Nale kratzte sich am Kopf, und Dalinar sah, wie sich dabei sofort eine skelettartige Gestalt über ihn legte. Es wirkte wie ein Widerhall des Lichts, das Szeth folgte, nur etwas abgetra-

gener und schwächer. Dalinar trat vor, ging an seinen verblüfften Leibwächtern vorbei und bemerkte acht Linien aus Licht, die sich, von Nale ausgehend, in die Ferne erstreckten.

»Ich glaube, ich kann den Eidpakt sehen«, bemerkte Dalinar. »Das, was sie aneinandergebunden und ihnen die Fähigkeit verliehen hat, den Feind in der Verdammnis zu halten.«

Ein Käfig, geschmiedet aus ihren Geistern, sagte der Sturmwater in seinem Kopf. *Er wurde aufgebrochen. Noch vor Jezerezehs Tod haben sie ihn durch das zerstört, was sie vor langer Zeit taten.*

»Nein, nur eine Linie ist vollkommen unterbrochen. Der Rest ist noch da, aber schwach und machtlos.« Dalinar deutete auf eine kräftige und helle Linie. »Außer dieser hier. Sie ist noch lebendig.«

Nale blickte hoch zu ihm, riss sich von der Linie des Lichts los, die ihn mit Dalinar verband, und stürzte sich von der Plattform. Der Herold brach in strahlendes Licht aus und schoss davon, während einige Windläufer – reichlich verspätet – Dalinar zu Hilfe eilten.

Du wirkst die Macht der Götter, Dalinar, sagte der Sturmwater. *Ich hatte geglaubt, das Ausmaß deiner Fähigkeiten zu kennen. Diese dumme Unterstellung habe ich inzwischen aufgegeben.*

»Könnte ich ihn neu schmieden?«, fragte Dalinar. »Könnte ich den Eidpakt von Neuem herstellen und die Verschmolzenen wieder binden?«

Ich weiß es nicht. Es mag möglich sein, aber ich habe keine Ahnung, auf welche Weise es geschehen könnte. Oder ob es weise wäre. Die Herolde haben für das, was sie getan haben, sehr gelitten.

»Das habe ich in ihm erkannt«, sagte Dalinar, während er beobachtete, wie Nale in der Ferne verschwand. »Er ist mit einer schrecklichen Qual beladen, die seinen Blick auf die Wirklichkeit verzerrt. Es ist ein Wahnsinn, der ganz anders ist als derjenige, unter dem manche gewöhnlichen Menschen leiden – ein Wahnsinn, der etwas mit seiner ausgezeherten Seele zu tun hat ...«

Szeth holte sein Schwert zurück und schien beschämt zu sein, weil er so einfach besiegt worden war. Dalinar warf es ihm nicht vor, genauso wenig wie den anderen, die nun darauf bestanden, dass er und der Marder sich von dem Schlachtfeld zurückziehen sollten, während die Jagd auf Taravangians Truppen in vollem Gang war.

Dalinar ließ zu, dass ihn die Windläufer wegbrachten. Die ganze Zeit über war er in seinen Gedanken verloren.

Er musste seine Kräfte begreifen. Seine Pflicht bestand nicht mehr darin, mit hoch erhobenem Schwert dazustehen und Befehle auf dem Schlachtfeld zu brüllen. Stattdessen musste er einen Weg finden, wie er seine Fähigkeiten einsetzen konnte, um diesen Krieg zu beenden. Er musste den Eidpakt neu schmieden oder – wenn das nicht gelingen sollte – einen anderen Weg finden – einen, auf dem Odium ein für alle Mal gebunden werden konnte.

Die Menschen schlugen ihr Lager auf der anderen Seite des Flusses im Wald auf, und zuerst erlaubten die Fünf nur, dass einige wenige Lauscher zu ihnen kamen. Sie befürchteten, die komischen Menschen zu verscheuchen, wenn die ganze Familie sie besuchte.

Eschonai hielt das für dumm. Die Menschen würden sich nicht fürchten. Sie besaßen ein uraltes Wissen. Sie hatten Methoden, Metall zu schmieden und Klänge auf Papier zu schreiben. All das hatten die Lauscher während ihres langen Schlafs vergessen, den sie in der Fadform verbracht hatten, und die Lieder hatten sie ausschließlich durch die schiere Willenskraft auswendig gelernt.

Eschonai, Klade und noch ein paar weitere gesellten sich zu den Gelehrtenmenschen, und gemeinsam versuchten sie, die Sprache des jeweils anderen zu entziffern. Zum Glück hatten sich in den Liedern Redewendungen der Menschen erhalten. Vielleicht war es ihre lange Beschäftigung mit diesen Liedern, die Eschonai in die Lage versetzte, schneller als die anderen zu lernen. Oder es war ihre Sturheit. Sie verbrachte die Abende bei den Menschen und drängte sie dazu, gewisse Laute bis tief in die Nacht im Schein ihrer strahlend hellen Edelsteine unablässig zu wiederholen.

Das war ein anderer Punkt. Die Edelsteine der Menschen leuchteten viel heller als die der Lauscher. Es musste mit der Art zu tun haben, wie die Edelsteine geschnitten und geschliffen waren. Jeder Tag bei den Menschen lehrte sie etwas Neues.

Als die Sprachbarriere allmählich fiel, fragten die Menschen, ob man sie auf die Zerbrochene Ebene mitnehmen könne. Es war Eschonai, die sie anführte, aber sie hielt sie weit entfernt von den zehn alten Städten und den anderen Lauscher-Familien.

Mithilfe von Eschonais Landkarten näherten sie sich der Ebene von Norden und gingen an den Klüften entlang, bis sie eine alte Lauscher-Brücke erreichten. Der Graben im Felsen roch

nach feuchten, verwesenden Pflanzen – durchdringend, aber nicht unangenehm. Wo Pflanzen verwesten, wuchsen bald andere, und der Geruch des Todes war der gleiche wie der des Lebens.

Die Menschen folgten ihr mit vorsichtigen Schritten über die Brücke aus Holz und Seil; ihre Wächter gingen als Erste. Sie trugen ihre polierten Brustplatten und Kappen aus Metall. Sie schienen zu erwarten, dass die Brücke jeden Augenblick unter ihnen zusammenbrach.

Als sie die andere Seite erreichten, kletterte Eschonai auf einen Felsblock, atmete tief ein und spürte den Wind. Über ihr wirbelten einige Windsprengsel im Himmel herum. Sobald die Wächter die Brücke hinter sich gebracht hatten, kamen die anderen. Jeder wollte die Ebene sehen, in deren Klüften die Ungeheuer lebten.

Unter den Menschen befand sich eine neugierige Frau, bei der es sich um die Gehilfin des Arztes handelte. Sie kletterte neben Eschonai auf den Fels, auch wenn sich ihre Kleidung – die sie vom Hals bis zu den Fußknöcheln einhüllte – nicht besonders gut für eine Forschungsmission eignete. Es tat gut zu sehen, dass es einige Dinge gab, die zwar die Lauscher, nicht aber die Menschen herausgefunden hatten.

»Was siehst du?«, fragte sie Eschonai in der Menschensprache. »Wenn du die Sprengsel betrachtest?«

Eschonai summte zum Rhythmus des Nachdenkens. Was meinte sie damit? »Ich sehe Sprengsel«, sagte Eschonai langsam und bedächtig, da ihr Akzent manchmal ziemlich stark war.

»Ja, aber wie sehen sie aus?«

»Lange, weiße Linien«, sagte Eschonai und zeigte auf die Windsprengsel. »Löcher. Kleine Löcher? Gibt es ein Wort dafür?«

»Nadelstiche vielleicht?«

»Nadelstiche im Himmel«, sagte Eschonai. »Und Schweife, lang, ziemlich lang.«

»Seltsam«, sagte die Frau. Sie trug zahlreiche Ringe an der rechten Hand, aber Eschonai erkannte nicht den Grund dafür. Bestimmt verfangen sie sich oft in allen möglichen Dingen. »Es ist anders.«

»Anders?«, fragte Eschonai. »Wir sehen anders?«

»Ja«, antwortete die Frau. »Ihr scheint die Wirklichkeit der Sprengsel zu sehen – oder kommt ihr wenigstens näher. Erzähl mir davon. Bei uns gibt es Geschichten über Windsprengsel, die sich wie Menschen verhalten. Sie nehmen unterschiedliche Gestalten an und spielen Streiche. Hast du je so etwas gesehen?«

Eschonai dachte über die Worte nach. Sie *glaubte*, einiges davon zu verstehen. »Sprengsel wie Menschen? Sie handeln wie Menschen?«

»Ja.«

»Ich habe so etwas gesehen«, sagte Eschonai.

»Ausgezeichnet. Und auch Windsprengsel, die sprechen können? Die dich beim Namen nennen? Bist du solchen schon einmal begegnet?«

»Wie bitte?«, fragte Eschonai zum Rhythmus der Belustigung. »Redende Sprengsel? Nein. Das scheint ... nicht real zu sein. Eine Erfindung? Bloß eine Geschichte?«

»Fantasievoll ist vielleicht das Wort, nach dem du suchst.«

»Fantasievoll«, sagte Eschonai und untersuchte das Wort in ihren Gedanken. Ja, es gab mehr als nur eine einzige Möglichkeit, Forschung zu betreiben.

Schließlich überquerten der König und sein Bruder die Kluft und betraten das Plateau. »König« war kein neues Wort für sie, denn es wurde bereits in den Liedern erwähnt. Die Lauscher hatten darüber beraten, ob sie einen Monarchen haben sollten. Eschonai hatte jedoch den Eindruck, dass es eine dumme Überlegung war, solange sie untereinander stritten und es nicht schafften, zu einem einigen und vereinigten Volk zu werden.

Der Bruder des Königs war ein grober Mann, der von anderem Geblüt zu sein schien als alle anderen. Er war der Erste gewesen, auf den sie im Wald getroffen war; nur einige menschliche Späher hatten ihn begleitet. Dieser Mensch war nicht nur größer als alle übrigen; er hatte auch einen anderen Gang. Sein Gesicht war härter. Wenn man je bei einem Menschen behaupten konnte, dass er eine Form trug, dann trug dieser Mann die Kriegsform.

Der König selbst jedoch ... er war der Beweis dafür, dass die Menschen keine Formen hatten. Er war so sprunghaft. Manchmal laut und wütend, dann wieder still und abweisend. Natürlich hatten auch die Lauscher unterschiedliche Gefühle. Es war nur so, dass sich dieser Mann jeder Erklärung zu widersetzen schien. Vielleicht war sie darum so überrascht, wenn die Menschen leidenschaftlich handelten, weil sie ohne Rhythmen sprachen. Außerdem war er der einzige Mann in der Gruppe, der einen Bart trug. Warum?

»Führerin«, sagte der König und trat an sie heran. »Ist dies der Ort, an dem die Jagden stattfinden?«

»Manchmal«, sagte sie. »Es kommt darauf an. Jetzt ist Jagdzeit, also werden sie vielleicht kommen. Vielleicht aber auch nicht.«

Der König nickte geistesabwesend. Er hatte an ihr und den übrigen Lauschern bisher nur geringes Interesse gezeigt. Seine Späher und Gelehrten jedoch schienen von Eschonai genauso fasziniert zu sein, wie sie es von ihnen war. Also verbrachte sie die meiste Zeit mit ihnen.

»Welche Arten von Großschalen können hier leben?«, fragte der Bruder. »Mir scheint bei all diesen Rissen im Boden kaum Platz genug zu sein für sie. Sind sie wie die Weißdorne? Springen sie von Ort zu Ort?«

»Weißdorn?«, fragte sie, denn dieses Wort kannte sie nicht.

Die Frau mit den Ringen holte für Eschonai ein Buch hervor, in dem sich eine Zeichnung dieses Wesens befand.

Eschonai schüttelte den Kopf. »Nein, das nicht. Es sind ...«
Wie sollte sie die Ungeheuer in den Klüften beschreiben? »Sie sind groß. Und breit. Und kräftig. Sie ... dieses Land gehört ihnen.«

»Betet dein Volk sie an?«, fragte eine der Gelehrten.

»Anbeten?«

»Verehren eher. Oder respektieren.«

»Ja.« Wer würde eine so mächtige Bestie nicht respektieren?

»Ihre Götter, Hellherr«, sagte die Schreiberin zu dem König.
»Wie ich schon vermutet hatte, beten sie diese Wesen an. Wir müssen bei zukünftigen Jagden vorsichtig sein.«

Eschonai sumnte zum Rhythmus der Angst und wollte damit andeuten, dass sie verwirrt war – aber sie erkannten es nicht. Sie mussten alles mit Worten ausdrücken.

»Hier«, sagte der König und streckte den Arm aus. »Dieses Plateau scheint mir ein guter Ort für eine Rast zu sein.«

Die menschlichen Diener packten ihre Sachen aus: Zelte aus wundersam widerstandsfähigem Stoff und jede Menge Speisen. Diese Menschen genossen ihr Mittagessen. Der Luxus, den sie auf ihren Reisen trieben, war dermaßen groß, dass Eschonai sich schon fragte, wie erst ihre *Behausungen* aussehen mochten.

Sobald sie weitergezogen waren, wollte sie sich darüber erkundigen. Wenn sie es bis hierher ohne eine solch widerstandsfähige Form wie zum Beispiel die Arbeitsform geschafft hatten, konnten sie nicht von weit her kommen. Sie stimmte sich in den Rhythmus der Belustigung ein. Nach all den Jahren ohne Kontakt hätte sie den Weg zu den Behausungen der Menschen vermutlich in ein paar Monaten allein gefunden.

Eschonai half beim Errichten der Zelte. Sie wollte die einzelnen Teile untersuchen. Gewiss würde sie es schaffen, Pfosten wie jene zu schnitzen, die das Dach hielten. Aber das Tuch war leichter und glatter als alles, was die Lauscher zu weben vermochten. Einer der Arbeiter hatte Schwierigkeiten mit einem

Knoten, und so holte Eschonai ihr Messer heraus und wollte ihn durchtrennen.

»Was ist denn das?«, sagte eine Stimme hinter ihr. »Darf ich das Messer einmal sehen?«

Es war die Frau mit den Ringen. Eschonai hatte zunächst geglaubt, sie könnte die Einst-Paarerin des Königs gewesen sein, denn sie sprach sehr oft mit ihm. Anscheinend aber gab es gar keine engere Beziehung zwischen ihnen.

Eschonai senkte den Blick und stellte fest, dass sie ihr gutes Jagdmesser mitgenommen hatte. Dieses gehörte zu den Waffen, die ihre Vorfahren aus den Ruinen in der Mitte der Ebene mitgebracht hatten. In das wunderschöne Metall waren Linien eingraviert, und der Griff war besonders fein geschnitzt.

Sie zuckte mit den Achseln und zeigte ihn der Frau. Die seltsame Frau wiederum winkte den König herbei. Er verließ den Schatten und trat vor sie, nahm ihr das Messer ab und blinzelte, während er es betrachtete.

»Woher hast du das?«, fragte er Eschonai.

»Es ist alt«, sagte sie – und wollte nicht zu viel mitteilen. »Vererbt. Seit Generationen.«

»Vielleicht stammt es aus der Falschen Wüstwerdung?«, meinte die Frau zum König. »Könnten sie tatsächlich zweitausend Jahre alte Waffen besitzen?«

Die Splitterklingen der Lauscher waren noch um einiges wunderbarer, aber Eschonai erwähnte sie nicht. Schließlich besaß ihre Familie keine davon.

»Ich würde jetzt gern wissen«, sagte der König, »wie ihr ...«

Er wurde durch ein Trompeten ganz in der Nähe unterbrochen. Eschonai wirbelte herum und stimmte sich auf den Rhythmus der Anspannung ein. »Kluftungeheuer«, sagte sie. »Holt die Soldaten! Ich hätte nie vermutet, dass eines einmal so nahe käme.«

»Wir werden ganz bestimmt fertig mit einem ...«, begann der König, doch dann verstummte er plötzlich und riss die Augen

auf. Ein Ehrfuchtssprengsel näherte sich ihm – eine schwebende blaue Kugel, die sich mit großer Begeisterung ausdehnte.

Eschonai drehte sich um und sah noch, wie ein Schatten aus einer der Klüfte auftauchte. Schmal und doch stark, mächtig und doch anmutig. Die Bestie ging auf zahlreichen Beinen und würdigte die Menschen keines Blickes. Sie waren für dieses Wesen genauso unwichtig, wie es selbst für die Sonne unwichtig sein mochte. Tatsächlich wandte es sich in diesem Augenblick um und nahm ein Sonnenbad. So prächtig und mächtig war es, als wäre der Rhythmus der Ehrfurcht in ihm lebendig geworden.

»Beim Blute meiner Väter ...«, sagte der Bruder des Königs und kam herbei. »Wie groß ist *das* denn?«

»Größer als alles, was wir in Alethkar haben«, sagte der König. »Man muss schon bis zur herdazianischen Küste reisen, wenn man einer so gewaltigen Großschale begegnen will. Aber dort leben sie im Wasser.«

»Diese hier leben in den Klüften«, flüsterte Eschonai. »Es scheint nicht gerade wütend zu sein, und das ist unser Glück.«

»Vielleicht ist es weit genug entfernt und hat uns nicht bemerkt«, sagte der Bruder des Königs.

»Es hat uns gewiss bemerkt«, wandte Eschonai ein. »Wir sind ihm bloß gleichgültig.«

Andere versammelten sich um sie, und der König bedeutete ihnen, still zu sein. Schließlich drehte sich der Klufteufel um und blickte zu ihnen herüber. Er rutschte wieder in die Schlucht, gefolgt von einigen schimmernden Kluftsprengseln, die wie fliegende Pfeile wirkten.

»Bei den Stürmen!«, sagte der Bruder des Königs. »Heißt das, dass jederzeit dort unten ein solches Untier sein könnte, während wir hier oben auf dem Plateau stehen? Und es schleicht da unten einfach herum?«

»Wie können sie in diesen Klüften überleben?«, fragte eine der Frauen. »Was fressen sie?«

Die Gruppe, die zu ihrem Mittagessen zurückkehrte, war auffallend ernst und schnell. Sie beeilten sich, von hier zu verschwinden, aber niemand sagte es, und niemand summte zum Rhythmus der Angst.

Von ihnen allen schien nur der König unbeirrt zu sein. Während die anderen beschäftigt waren, betrachtete er weiterhin Eschonais Messer, das er ihr noch nicht zurückgegeben hatte.

»Das habt ihr wirklich Tausende von Jahren aufbewahrt?«, fragte er.

»Nein«, gab sie zu. »Wir haben diese Waffen bloß gefunden. Und nicht meine Eltern waren das. Sondern die Eltern ihrer Eltern. In den Ruinen.«

»In den Ruinen, sagst du?« Ruckartig hob er den Blick. »Welche Ruinen? Sind das die Städte, die der andere Führer erwähnt hat?«

Eschonai verfluchte Klade leise für die Erwähnung der zehn Städte. Sie beschloss, auf keinen Fall klarzustellen, dass sie die Ruinen in der Mitte der Ebene meinte, und stimmte sich in den Rhythmus der Angst ein. Er sah sie an, als wäre sie eine falsch gezeichnete Landkarte. »Mein Volk hat Städte gebaut«, sagte sie. »Die alten Eltern meines Volkes.«

»Was du nicht sagst ...«, meinte er. »Sehr merkwürdig. Ihr erinnert euch an jene Zeiten? Habt ihr Aufzeichnungen darüber?«

»Wir haben Lieder«, sagte sie. »Viele Lieder. Wichtige Lieder. Sie sprechen von den Formen, die wir getragen haben. Von den Kriegen, die wir geführt haben. Wie wir die ... ich kenne das Wort nicht ... die Alten verlassen haben. Die uns beherrscht haben. Als die Neschua Kadal kämpften, mit Sprengseln als Gefährten, und sie ... Dinge besaßen ... und konnten ...

»Strahlende?«, fragte er, und seine Stimme wurde sanfter. »Euer Volk kennt Geschichten über die *Strahlenden Ritter*?«

»Ja, vielleicht?«, antwortete sie. »Noch keine Worte. Dafür.«

»Seltsam, seltsam.«

Wie sie erwartet hatte, beschlossen die Menschen, kurz nach ihrer Mahlzeit in den Wald zurückzukehren. Sie hatten Angst – alle außer dem König. Er verbrachte die gesamte Reise damit, sie nach den Liedern zu fragen. Sie hatte sich geirrt, als sie angenommen hatte, dass ihm die Lauscher gleichgültig waren.

Denn von nun an schien er sehr, *sehr* interessiert an ihnen zu sein. Er beauftragte seine Gelehrten, sie zu den Liedern und den Überlieferungen zu befragen, und wollte wissen, ob sie noch von anderen Ruinen wussten. Als die Menschen einige Tage später in ihr Land zurückkehrten, machte König Gavilar Eschonais Volk ein Geschenk: einige Kisten mit modernen Waffen aus feinem Stahl. Sie waren zwar kein Ersatz für die alten Waffen, aber immerhin besaß nicht jeder eine solche. Keine Familie konnte all ihre Krieger damit ausstatten.

Als Gegenleistung erbat sich Gavilar nur ein Versprechen: Wenn er in naher Zukunft zu ihnen zurückkehren würde, wollte er Eschonais Leute in einer der Städte am Rand der Ebene aufsuchen. Dann, so sagte er, wäre es ihm hoffentlich möglich, mit den Bewahrern der Lieder persönlich zu sprechen.

ten ihre Rechnungsbücher heraus und beschäftigten sich mit ihnen, während Ruschu große schematische Zeichnungen entrollte und einige jüngere Frauen damit beauftragte, jede Linie nachzumessen. Das alles würde mehrere Tage dauern, vielleicht sogar noch länger – und es war nicht besonders auffällig. Navani befahl regelmäßig nach einer Unterbrechung, dass nachgerechnet wurde. Dies lenkte die Gedanken der Gelehrten wieder in die richtigen Bahnen, und manchmal fand sich tatsächlich ein Fehler.

Bald herrschte Ordnung in dem Raum, und beruhigende Geräusche waren zu hören. Papier raschelte, Stifte kratzten, Menschen besprachen sich leise miteinander. Es gab weder Schöpfungssprengsel noch Logiksprengsel, die oft bei aufregenden Arbeiten zu sehen waren. Hoffentlich begriffen die Sänger im Raum nicht, dass das seltsam war.

Diese Sänger waren unablässig unterwegs und hörten dem zu, was Navani ihren Leuten sagte. Sie war an einen freien und saubereren Arbeitsbereich gewöhnt, der sowohl neuen Erfindungen als auch einer Lenkung dieser Erfindungen in die richtigen Bahnen dienlich war. Die vielen Wächter verhinderten dies, und Navani bemerkte oft, wie ihre Gelehrten aufschauten und in die Augen des einen oder anderen bewaffneten Wesens blickten.

Zum Glück waren es in der Hauptsache gewöhnliche Soldaten. Abgesehen von Raboniel war nur eine Verschmolzene in der Nähe der Gelehrten geblieben, und sie war keines jener beängstigenden Wesen, die mit dem Felsen verschmelzen konnten. Nein, sie war von Raboniels Art: groß, mit einem Haarknoten und einem langen, weiß und rot marmorierten Gesicht. Sie saß auf dem Boden und beobachtete; ihre Augen wirkten glasig.

Während der morgendlichen Arbeit behielt Navani diese Verschmolzene heimlich im Blick. Es hieß, dass viele Verschmolzene verrückt waren, und so schien es auch bei dieser hier zu

sein. Sie starrte oft ins Nichts und kicherte dann in sich hinein. Ihr Kopf ruckte von der einen Seite zur anderen. Warum hatte Raboniel sie hier als Wächterin eingesetzt? Gab es nur noch so wenige geistig gesunde Verschmolzene, dass ihr schlicht gar nichts anderes übrig blieb?

Navani lehnte sich gegen die Wand und berührte den Stein mit den Handflächen dort, wo eine Granatader fast unsichtbar an einer Gesteinsschicht entlanglief. Dabei gab Navani vor, einige junge Frauen dabei zu beobachten, wie sie Schachteln mit Papieren in den Gang hinaustrugen.

Du hast in der letzten Nacht nicht mit mir gesprochen, sagte der Zwilling.

»Ich bin beobachtet worden«, erwiderte Navani leise. »Sie haben mir nicht erlaubt, in meinen eigenen Gemächern zu bleiben. Stattdessen haben sie mich in ein kleineres Zimmer gebracht. Wir werden uns hier unterhalten müssen. Kannst du mich hören, wenn ich so leise spreche?«

Ja.

»Kannst du auch erkennen, was Raboniel tut?«

Einige Arbeiter haben ihr einen Tisch in die Nähe des Schildes gestellt, und sie unternimmt Versuche, ihn zu durchdringen.

»Kann ihr das gelingen?«

Ich weiß es nicht. Das ist das erste Mal, dass er aufgerichtet wurde. Aber sie scheint nicht zu erkennen, dass du diejenige bist, die ihn aktiviert hat. Sie hat einigen anderen erklärt, dass sie offenbar unbewusst irgendeinen Mechanismus in Gang gesetzt habe, der von den alten Strahlenden zurückgelassen worden ist. Sie glaubt, dass ich nach all der Zeit tot sein muss, da der Turm nicht mehr funktioniert.

»Seltsam«, erwiderte Navani. »Warum sollte sie das glauben?«

Die Mitternachtsmutter hat es ihr gesagt. Die Ungemachte, die mich verseucht und eure Strahlenden verscheucht hat. Ich habe mich die ganze Zeit vor ihr versteckt und nichts gegen sie unternommen, und deshalb glaubt sie nun, ich sei tot.

»Die ganze Zeit hindurch?«, fragte Navani. »Wie lange ist das?«
Jahrhunderte.

»War das nicht schwer?«

Nein. Warum? Jahrhunderte bedeuten nichts für mich. Ich altere nicht.

»Andere Sprengsel benehmen sich so, als hätte die Zeit eine Bedeutung für sie.«

Ja, die Sprengsel der Strahlenden. Sie spielen gern etwas vor und tun so, als ob sie männlich oder weiblich wären, obwohl sie doch keins von beidem sind. Sie denken wie Menschen, weil sie wie Menschen sein wollen.

Ich spiele nichts vor. Ich bin kein Mensch. Ich muss mir keine Gedanken um die Zeit machen. Ich muss nicht wie ihr aussehen. Ich muss nicht um eure Aufmerksamkeit betteln.

Navani hob eine Braue und dachte daran, dass der Zwilling sie durchaus um Hilfe gebeten hatte. Aber sie sagte nichts dazu. Wie konnte sie ihren Vorteil am besten einsetzen? Was war der Weg zur Freiheit? Navani glaubte beständig, irgendwelche Muster zu sehen, damit sie Ordnung in das Chaos bringen konnte. Es *gab* einen Weg aus diesem Schlamassel heraus. Daran musste sie glauben.

Behandle es wie jedes andere Problem, dachte Navani. Geh es systematisch an und brich es zu handhabbaren Stücken herunter.

Letzte Nacht hatte sie sich zu einigen grundsätzlichen Handlungsweisen entschieden. Zuerst musste sie den Boden verteidigen, den sie schon erobert hatte. Das bedeutete, dass der Schild des Zwillings unbedingt aufrechterhalten werden musste.

Zweitens musste sie eine Nachricht zu Dalinar und den anderen draußen bringen lassen und ihnen berichten, was geschehen war.

Drittens musste Navani herausfinden, wie es dem Feind gelungen war, die Kräfte der Strahlenden zunichtezumachen. Dem Zwilling zufolge war dazu eine Beschädigung der alten

Schutzsysteme des Turms nötig gewesen. Navani sollte diese Beschädigung rückgängig machen.

Schließlich musste sie diese Kraft gegen die Eindringlinge lenken. Und außerdem musste sie zusammen mit den wiedererweckten Strahlenden einen Gegenangriff führen.

Als sie hier stand, gefangen im Kellergeschoss und andauernd bewacht, schienen all diese Ziele unmöglich erreichbar zu sein. Aber ihre Gelehrten hatten ein Schiff zum Fliegen gebracht. Sie konnte es also schaffen – mit deren Hilfe.

Navani zählte die Sänger-Wachen, die durch den Raum schlenderten und den arbeitenden Gelehrten über die Schulter schauten. Einer hielt die Mädchen an, die gerade Aufzeichnungen nach draußen brachten, und überprüfte die Schachteln. Die Verschmolzene – jene, die ihren Kopf andauernd von der einen Seite zur anderen bewegte und zu einem lauten Rhythmus summt – beobachtete Navani in diesem Augenblick. Navani versuchte, sich nicht davon beeindruckt zu lassen, und wandte den Kopf ab, damit ihre Lippen nicht mehr zu sehen waren, dann sprach sie leise weiter.

»Nehmen wir an«, sagte sie, »dass Raboniel klug genug ist herauszufinden, wie die alten Strahlenden diesen Schild für dich erschaffen haben. Wie könnte sie ihn am besten umgehen?«

Der Zwilling gab keine Antwort, und Navani machte sich Sorgen. »Ist etwas passiert? Geht es dir gut?«

Ja, sagte der Zwilling. Aber wir sind keine Freunde, Menschenfrau. Du bist eine Sklavenhalterin. Ich vertraue dir nicht.

»Bisher hast du mir vertraut.«

Aus Notwendigkeit. Jetzt bin ich in Sicherheit.

»Und für wie lange? Du sagst, es gibt für Raboniel *keinen* Weg, zu dir durchzudringen?«

Der Zwilling gab keine Antwort.

»Gut«, sagte Navani. »Aber ich kann unmöglich einen Plan zu deiner Hilfe entwerfen, wenn ich deine Schwächen nicht

kenne. Du wirst allein sein und dich allem unterwerfen müssen, was Raboniel zu tun gedenkt.«

Ich hasse die Menschen, sagte der Zwilling schließlich. Die Menschen drehen einem das Wort im Munde um und stellen sich selbst immer als diejenigen dar, die im Recht sind.

Wie lange wird es wohl dauern, bis du von mir verlangst, dass ich mich mit einem Menschen verbinde, meine Freiheit aufgebe und mein Leben aufs Spiel setze? Ich bin sicher, dass du wunderbare Erklärungen dafür hast, warum ich das unbedingt tun sollte.

Diesmal war es Navani, die schwieg. Der Zwilling konnte einen weiteren Bindschmied erschaffen, und im Hinblick darauf, wie nützlich Dalinars Kräfte für den Krieg waren, wäre Navani dumm, die Möglichkeit nicht zu ergreifen. Sie musste ermöglichen, dass sich der Zwilling wieder mit einem Menschen verband. Sie musste jemanden finden, der vollkommen unbedrohlich war. Jemanden, der nicht mit Fabrialen arbeitete und der kein Politiker war. Jemand, den der Zwilling mögen würde.

Navani bedrängte den Zwilling nicht weiter. Er mochte seltsam sein, aber bisher hatte er recht menschlich gehandelt, egal was er sagte. Und Navani würde erwarten, dass ein Mensch ...

Der Schild, den wir erschaffen haben, ist etwas, wovon Raboniel gehört haben könnte, sagte der Zwilling schließlich. Daher ist es möglich, dass sie weiß, wie sie ihn umgehen kann.

»Erzähl mir mehr davon«, sagte Navani.

Der Schild ist eine Extrapolation der Woge des Seelengießens. Sie verfestigt die Luft in einer bestimmten Region, indem sie diese glauben macht, sie sei Glas. Damit der Schild aufrechterhalten wird, muss das System mit externen Sturmlichtquellen gespeist werden. Raboniel könnte dies herausfinden - insbesondere dann, wenn sie die Überreste des Knotens untersucht, den du zur Aktivierung des Schildes benutzt hast.

Es gibt noch mehr von diesen Knoten - mit Kristallen, die unmittelbar mit meinem Herzen verbunden sind. Es gab vier. Einen

hast du zerstört. Wenn sie einen der anderen drei findet, könnte sie ihn benutzen, um mich von innen heraus zu verderben.

»Also müssen wir zuerst sie finden«, sagte Navani, »und sie vernichten.«

Nein. NEIN! Das würde den Schild schwächen und schließlich auch zerstören. Wir müssen sie verteidigen. Es ist schon schlimm genug, dass einer nicht mehr existiert. Glaube nicht, dass du damit weitermachen darfst, nur weil ich dir einmal die Erlaubnis gegeben habe. Immer müssen die Menschen Dinge zerstören.

Navani holte tief Luft. Sie musste ihre Worte sehr vorsichtig wählen. »Ich werde nichts zerstören, es sei denn, es ist absolut notwendig. Ich möchte gern über etwas anderes sprechen. Wie ist es dir gelungen, dich mit mir in Verbindung zu setzen? Kannst du dich einer Spannfeder bedienen?«

Ich hasse diese Dinger. Aber es war notwendig, eine zu benutzen.

»Ja, aber wie hast du das geschafft? Hast du denn ... Hände?«

Nur Helfer. Ich habe den Kontakt zu einer verrückten Frau hergestellt, die im Kloster eingesperrt ist. Die Abgesonderten, deren Seelen durchlässig sind, reagieren manchmal besser auf Sprengsel. Diese Frau hat jedoch immer nur alles, was ich gesagt habe, niedergeschrieben, aber nie geantwortet. Dabbid hat ihr eine Spannfeder gebracht, und ich habe mich durch sie mitgeteilt.

Das war nicht besonders hilfreich, vor allem da die Spannfedern jetzt nicht mehr funktionierten. »Wie hat es der Feind schaffen können, die Strahlenden bewusstlos zu machen?«, fragte Navani.

Das ist ein Ausfluss von Ur, dem Turm, sagte der Zwillling. Ein Schutzmechanismus, der den Verschmolzenen - und unter gewissen Umständen auch den Ungemachten - das Betreten des Turms unmöglich machen sollte.

»Mir ist ein Fabrial begegnet, das das Gleiche fertigbringt - ich nehme an, dass es einem Teil der Kristallsäule nachgeschaffen wurde. Ich möchte nicht grob sein, aber hast du nicht daran

gedacht, diesen Verteidigungsmechanismus zu aktivieren, als sie angegriffen haben?»

Der Zwilling schwieg für eine Weile, und Navani fragte sich schon, ob sie das Sprengsel zu sehr bedrängt hatte. Doch dann sprach es wieder und sagte mit leiser Stimme: *Ich bin ... verwundet worden. Vor Tausenden von Jahren ist etwas geschehen, das die Sänger verändert hat. Es hat auch mich verletzt.*

Navani überspielte ihr Entsetzen. »Sprichst du von den gelösten Bindungen, durch die die Sänger ihre Formen verloren haben?»

Ja. Dieser schreckliche Akt hat die Seelen aller berührt, die zu Roschar gehören. Auch die Sprengsel.

»Wie konnte das geschehen?»

Ich weiß es nicht. Aber an jenem Tag habe ich den Rhythmus meines Lichts verloren. Der Turm hörte auf zu funktionieren. Mein Vater, Ehr, hätte eigentlich in der Lage sein müssen, mir zu helfen, aber er wurde langsam wahnsinnig. Und kurz darauf ist er gestorben ...

Es lag so viel Trauer in der Stimme des Zwilling, dass Navani nicht auf weitere Antworten drängte. Das änderte alles.

Als mich die Verschmolzene berührt hat, fuhr der Zwilling fort, hat sie einen Teil von mir zum Ton Odiums verdorben. Früher wäre das nicht möglich gewesen - jetzt aber ist es das. Sie füllt mein System mit seinem Licht an und richtet mich zugrunde. Es verdirbt mich.

»Also ...«, sagte Navani. »Wenn wir eine Möglichkeit finden, das Leerlicht in dir zu vernichten oder den Rhythmus, den du verloren hast, zurückzuholen, könntest du dann den Turm zu unserem Schutz reaktivieren?»

Vielleicht. Aber es scheint mir nicht möglich zu sein. Ich habe das Gefühl, dass ... wir dem Untergang geweiht sind.

Dieser Gemütswechsel wirkte vertraut menschlich. Navani empfand ähnlich. Sie legte den Kopf gegen die Wand und schloss die Augen.

Kaladins erstes Ziel war das Sturmlicht. Zum Glück wusste er genau, wo er ein paar aufgeladene Kugeln finden konnte. In den belebteren Korridoren brachten die Arbeiter regelmäßig Edelstein-Laternen an, damit die Dunkelheit zurückgedrängt wurde und das Innere wohnlicher und einladender wirkte. Ein solches Gebiet gab es im sechsten Stock, weit genug von der Krankenstation seiner Familie entfernt, sodass es für ihn nicht allzu gefährlich war, sich dorthin zu begeben.

Er ertastete sich seinen Weg durch die finsternen Gänge in der Nähe seines Verstecks im elften Stock. Zusammen mit Syl erschuf er eine geistige Karte der Gegend und rückte dann langsam bis zum Rand vor. Kaladin fühlte sich, als würde er einen Sklavenhalterkäfig verlassen, als er den ersten Schimmer Sonnenlicht in der Ferne sah, und er musste sich zurückhalten, damit er nicht Hals über Kopf darauf zustürzte.

Langsam, ruhig und vorsichtig. Er schickte Syl als Späherin voraus. Sie stahl sich auf den Balkon und schaute hinaus. Kaladin blieb in der Finsternis, wartete und lauschte. Schließlich schoss sie zurück und wirbelte durch die Luft – das Zeichen dafür, dass sie nichts Verdächtiges gesehen hatte.

Er trat in das Licht. Er versuchte, sich den Verlauf und das Aussehen der Gesteinsschichten hier in diesem äußersten Korridor einzuprägen, dann warf er einen Blick zurück in die Eingeweide des elften Stocks. Dieser Korridor führte im Prinzip geradewegs zu seinem Versteck. Sein verrücktes Hirn gaukelte ihm vor, er würde den Weg vergessen und Teft dem Tod überlassen; vielleicht erwachte er sogar kurz vor dem Ende. Allein, gefangen, entsetzt ...

Kaladin schüttelte den Kopf und wagte sich auf das Balkonzimmer, von dem aus er die Umgebung des Turms betrachten konnte. Auf dem Weg hierher waren sie keinem einzigen Wächter begegnet. Er schaute hinaus und sah nicht einen einzigen Himmlischen. Was war bloß los? Hatten sie sich aus irgendeinem Grund *zurückgezogen*?

Nein. Er spürte noch jene dumpfe Bedrückung, die das Zeichen dessen war, was sie den Strahlenden angetan hatten. Kaladin lehnte sich weiter hinaus. Auf den Plateaus sah er Gestalten in blauen Uniformen, die die Eidtore bewachten. Er spürte einen Stich der Erleichterung und sogar des Unglaubens. War etwa *alles* ein schrecklicher Albtraum gewesen?

»Kaladin!«, zischte Syl. »Da kommt jemand.«

Sie drückten sich mit dem Rücken gegen die Wand, als eine Gruppe durch den Korridor schritt. Sie sprachen auf Azisch zu den Rhythmen. Es waren Sänger-Wächter – Kaladin sah, dass sie Speere trugen. Er hätte sie fast angesprungen, hielt sich aber zurück. Gewiss gab es einen einfacheren und unauffälligeren Weg, sich eine richtige Waffe zu verschaffen.

Der Feind übte ohne Zweifel noch immer die Kontrolle aus. Und während Kaladin nachdachte, erkannte er die Wahrheit.

»Das Äußere des Turms soll so wirken, als wäre nichts geschehen«, flüsterte er Syl zu, nachdem die Patrouille vorbeigegangen war. »Sie wissen, dass Dalinar Windläufer zum Auspähen des Turms herschickt, da die Kommunikationswege zusammengebrochen sind, und daher versucht der Feind vorzuspiegeln, dass der Turm gar nicht erobert worden sei. Das da unten sind entweder Illusionen der Verschmolzenen oder menschliche Sympathisanten – vielleicht die Überreste von Amarams Armee – in gestohlenen Uniformen.«

»Und die Windläufer werden bestimmt nicht in der Lage sein, nahe genug heranzukommen, um die Wahrheit zu erkennen, denn dann würden ihre Kräfte erlahmen«, sagte Syl.

»Aber genau das wäre verdächtig«, sagte Kaladin. »Der Feind kann diese Täuschung ganz sicher nicht lange aufrechterhalten.«

Die beiden bewegten sich zu einer Treppe, ganz in der Nähe. Sie schien nicht bewacht zu sein, aber er schickte Syl trotzdem vor, sie sollte die Lage auskundschaften. Als sie nach unten stiegen, fanden sie das zehnte, das neunte und auch das achte

Stockwerk unbewacht vor – zumindest war es in der Nähe der Treppe unbewacht. Das Gebiet hier oben war einfach zu groß. Im siebten Stock bemerkten sie zwar eine Patrouille, doch es war nicht schwer, ihr auszuweichen. Am Fuß der ersten fünf Treppen, auf die sie stießen, fanden sie allerdings Wachen vor, was durchaus einen Sinn ergab, da der sechste Stock weitaus stärker besiedelt war als die Etagen über ihm.

Sie mussten sich tiefer ins Innere begeben und jene abgelegene kleine Treppe finden, an die sich Syl noch erinnern konnte. Das bedeutete, dass sie wieder in die Finsternis eindringen mussten. Für Kaladin war das Sonnenlicht genauso lebensnotwendig wie Nahrung und Wasser. Es schmerzte ihn zwar, es verlassen zu müssen, aber er tat es trotzdem.

Wie erhofft war die kleinere Treppe tatsächlich unbewacht. In stiller Dunkelheit betraten sie den sechsten Stock. Der größte Teil der menschlichen Bevölkerung des Turms schien noch immer in eng umrissenen Quartieren zu wohnen. Der Feind arbeitete weiterhin daran, Regeln für seine Herrschaft aufzustellen, was Kaladin vermutlich einen gewissen Spielraum ließ. Und so schickte er Syl mit einer bestimmten Aufgabe los.

Sie schwirrte in Richtung der Balkonräume und ließ ihn auf der Treppe zurück, nur mit seinem Skalpelli bewaffnet. Kaladin zitterte und wünschte, er besäße einen Mantel oder eine Jacke. Jetzt schien es im Turm kälter zu sein denn je. Was immer es auch sein mochte, womit der Feind die Strahlenden ausgeschaltet hatte, es hatte sich auch auf die anderen Funktionen des Turms ausgewirkt. Er machte sich Sorgen um die Menschen darin.

Schließlich kehrte Syl zurück. »Deine Familie ist in ihren Zimmern festgesetzt, so wie alle anderen auch«, sagte sie leise. »Aber vor ihrer Tür stehen richtige Wachen. Ich habe nicht gewagt, mit deinem Vater oder deiner Mutter zu sprechen, doch ich habe sie durch das Fenster gesehen, wie sie da zusammen saßen. Sie wirkten gesund, aber auch verängstigt.«

Kaladin nickte. Das war vermutlich das Beste, worauf er überhaupt hatte hoffen können. Sein Vater hatte sich gewiss aus seinen Schwierigkeiten herausgeredet, wie er gesagt hatte. Zusammen stahlen sich Kaladin und Syl weiter ins Innere, wo neue Laternen aufgehängt wurden. Die Arbeiter hatten einen ganzen Stapel davon zurückgelassen, zusammen mit den Werkzeugen, die sie zum Anbringen der Lampen an die Felswände benötigten.

Die Edelsteine befanden sich jedoch nicht bei ihrer Ausrüstung, und die Laternen in diesem Korridor stellten sich als leer heraus. Aber im nächsten waren sie bereits mit mittelgroßen Amethysten bestückt worden, kaum größer als Brome. Das bedeutete eine Menge Sturmlicht, wenn es möglich war, sie zu leeren.

»Was glaubst du?«, fragte Kaladin Syl. »Soll ich mir eine Brechstange besorgen, sie rasch herausholen und dann weglaufen?«

»Das würde eine Menge Lärm verursachen«, sagte sie, während sie auf einer der Laternen landete.

»Ich könnte einfach nur das Sturmlicht stehlen und die Kugeln, die ich bei mir habe, damit aufladen. Aber ich wünschte, ich könnte an einige dieser Edelsteine herankommen. Ich brauche eine größere Reserve.«

»Wir könnten versuchen, die Lampenaufseherin zu finden und ihr die Schlüssel abzunehmen«, sagte Syl.

»Auf diesem Flur ist das eine helläugige Frau, die irgendwo im dritten Stock wohnt, soweit ich weiß. Lopen hat einmal versucht, sie zu einem Abendessen mit ihm zu überreden.«

»Natürlich, das hat er bestimmt«, sagte Syl. »Aber ... wenn ich genauer darüber nachdenke, scheint es mir schwierig und gefährlich zu sein, nach ihr zu suchen.«

»Stimmt.«

Sie stand zunächst auf der schimmernden Laterne, schwirrte dann um sie herum, wurde zu einem Band aus Licht und drang

durch das kleine Schlüsselloch. Auch wenn sie nicht durch feste Gegenstände hindurchfliegen konnte, war sie doch in der Lage, sich in die kleinsten Löcher und zwischen Risse zu quetschen.

Ihr Band wand sich um die Innenseite der Laterne. Sie bestand aus starkem Eisen, das sich jedem Diebstahlsversuch widersetzte. Die Laternen hatten gläserne Seiten, die aber durch ein Gitterwerk aus Metall verstärkt wurden. Mit einem Schlüssel konnte man die Vorderseite aufsperrern und das Innere erreichen. Die anderen Seiten der Laterne waren nur von innen aus zu entriegeln.

Syl flog an einen dieser Riegel heran und ließ sich wieder zu einer Person werden. Wenn man keinen Schlüssel hatte, konnte man theoretisch das Glas zerbrechen und einen der Riegel mit einem Draht öffnen. Aber das war aufgrund des dicken Glases und des Metallgewebes dahinter äußerst schwierig.

Syl versuchte zwar den Riegel zu bewegen, doch er war zu schwer für sie. Sie stemmte die Hände in die Hüften und starrte ihn finster an. »Versuch es doch mit einem Peitschen«, rief sie. Ihre Stimme hallte von dem Glas wider und war lauter, als ihre kleine Gestalt es hätte vermuten lassen.

»Peitschen funktioniert hier nicht«, gab Kaladin leise zurück, während er beständig Ausschau nach Patrouillen hielt.

»Nein, Schwerkraftpeitschen funktioniert nicht«, erwiderte Syl. »Die anderen Arten müssten aber möglich sein, oder?«

Den Windläufern standen drei Arten von Peitschen zur Verfügung. Meistens benutzte Kaladin das Gravitationspeitschen, bei dem ein Gegenstand oder eine Person aufgeladen und die Richtung, in die die Schwerkraft sie zog, verändert wurde. Aber es gab auch noch zwei andere. Er hatte das Volle Peitschen ausprobiert, als er Teft während der Invasion in die Krankenstation getragen hatte. Dieses Peitschen erlaubte ihm, einen Gegenstand mit Licht aufzuladen und ihm zu befehlen, an allem kleben zu bleiben, was er berührte. Er hatte es während

seiner frühen Zeit als Brückenmann dazu benutzt, Felsen an Klüftwände zu kleben.

Das letzte Peitschen war das seltsamste und geheimnisvollste der drei. Das Umgekehrte Peitschen führte dazu, dass andere Gegenstände *angezogen* wurden. Es war wie ein Hybrid aus den beiden übrigen. Man lud eine Oberfläche auf und befahl ihr, bestimmte Dinge anzuziehen. Dann flogen sie auf diese Oberfläche zu. Es war, als ob ... als ob das Objekt, das man aufgeladen hatte, zur *Quelle* der Anziehungskraft geworden wäre. Als Brückenmann hatte Kaladin dieses Peitschen unbewusst eingesetzt, um Pfeile durch die Luft auf seine Brücke zu ziehen, damit sie nicht seine Freunde trafen.

»Was du ›Peitschen‹ nennst«, sagte Syl zu ihm, »ist in Wirklichkeit das Zusammenspiel von zwei Wogen. Gravitation und Haftung, auf verschiedene Weise zusammengesetzt. Du sagst, dass Gravitationspeitschen nicht möglich sei, Haftungspeitschen aber schon. Was ist mit dem Umgekehrten Peitschen?«

»Ich habe es noch nicht ausprobiert«, gab Kaladin zu. Er trat zur Seite und zog das Sturmlicht aus einer anderen Laterne. Er spürte die Energie, die Kraft in seinen Adern – danach hatte er sich gesehnt. Er lächelte, wich zurück – und strahlte von Macht.

»Versuch, das Glas dazu zu bringen, den Riegel anzuziehen«, sagte Syl und streckte den Arm aus. »Wenn du es schaffst, den Riegel zu dir hin zu bewegen, wird die Seite der Laterne zu öffnen sein.«

Er berührte das Seitenglas der Lampe. Während des letzten Jahres hatte er dieses Peitschen oft geübt. Sigzil hatte ihn dabei überwacht und wie üblich zu Experimenten veranlasst. Sie hatten herausgefunden, dass ein Umgekehrtes Peitschen ein Kommando erforderte – oder zumindest eine bildliche Vergegenwärtigung dessen, was man erreichen wollte. Als er nun das Glas auflud, versuchte er sich vorzustellen, wie das Sturmlicht Dinge anzog.

Nein, keine Dinge. Sondern den Riegel.

Das Sturmlicht widersetzte sich. Wie beim Gravitationspeitschen spürte er die Kraft, aber etwas blockierte sie. Allerdings war diese Blockade schwächer. Er konzentrierte sich, drückte fester und – wie eine sich öffnende Schleuse – brach das Licht plötzlich aus ihm hervor. Das Umgekehrte Peitschen strahlte allerdings nicht so hell, wie es beim Sturmlicht eigentlich der Fall sein sollte. Es war auf gewisse Weise in sich gekehrt. Aber Kaladins Bemühungen wurden von einem leisen *Klick* belohnt.

Die Kraft hatte den Riegel angezogen, der von einer unsichtbaren Kraft aus der Halterung gehoben wurde. Rasch öffnete Kaladin die Laterne, nahm den Edelstein heraus und steckte ihn sich in die Tasche.

Syl flog heraus. »Wir müssen das öfter üben, Kaladin. Du scheinst es nicht so instinktiv zu machen wie bei den beiden anderen Varianten.«

Er nickte nachdenklich und holte das Sturmlicht zurück, das er in die Laterne gesteckt hatte. Dann bewegten sie sich verstohlen weiter auf dem Korridor entlang und versetzten ihn mit jedem weiteren gestohlenen Edelstein in eine tiefere Finsternis.

»Das Umgekehrte Peitschen ist ausgesprochen mühsam«, sagte Kaladin leise zu Syl. »Ich frage mich aber, ob ich das Gravitationspeitschen irgendwie wieder zurückholen kann.« Er verließ sich im Kampf sehr darauf – auf die Fähigkeit, in die Luft zu springen und seinen Gegner von sich wegzuschleudern. Selbst die einfache Möglichkeit, sich selbst leichter zu machen und dadurch müheloser durch die Schlacht zu gleiten, war ihm zur Gewohnheit geworden.

Er bestahl die letzten Laternen und war nun mit einer ganzen Tasche voller Sturmlicht ganz zufrieden. Nach den Maßstäben von Herdstein galt dies zwar als ein Vermögen, aber er hatte sich längst daran gewöhnt, zu allen Zeiten so viel zur

Hand zu haben. Die Edelsteine steckten in einem dunklen Beutel, damit seine Hosentasche nicht leuchtete, und nun konnten sich die beiden zu ihrem nächsten Ziel aufmachen. Vorräte.

Diesmal hielten sie sich an den inneren Teil der Etage, wo sie eine Patrouille frühzeitig erkennen konnten – nämlich an dem Licht, das sie bei sich trug. Kaladin führte Syl einige Treppen hinunter, denn er hatte eine ziemlich genaue Vorstellung davon, wo er Nahrung und Wasser finden konnte.

Wie er gehofft hatte, gehörte das Kloster im vierten Stock nicht zu den Einrichtungen, die besonders gut bewacht wurden. Zwei Säger in Uniform standen in einem Wachtposten auf dem Weg dorthin, aber er konnte sich einen Seitenkorridor entlangschleichen und fand schließlich eine vollkommen unbewachte Tür.

Kaladin und Syl traten ein und huschten durch einen Gang, der mit Zellen gesäumt war. Er betrachtete sie noch immer als solche, auch wenn die Feuerer darauf bestanden, dass sie kein Gefängnis betrieben. Natürlich waren die Räume, in denen sich die Feuerer aufhielten, angenehm erhellt, bequem eingerichtet und schlichtweg gemütlich. Kaladin fand einen, unter dessen Tür das Licht hindurchströmte. Er betrachtete die auf das Holz gemalte Glyphe und schlüpfte nach drinnen.

Hier schreckte er den Feuerer in dem Raum auf. Es war der Mann, den er bereits bei seinem früheren Besuch dieses Ortes kennengelernt hatte. Er hieß Kuno, wie sich Kaladin erinnerte. Der Feuerer hatte gelesen und bemühte sich – allerdings vergeblich –, die Brille vor seine Augen zu schieben, während Kaladin durch den Raum huschte und ihm bedeutete, still zu sein.

»Gibt es noch mehr Wachen?«, flüsterte Kaladin. »Ich habe zwei draußen im Korridor gesehen.«

»N... nein, Hellherr«, sagte Kuno, dessen Brille ihm locker zwischen den Fingern hing. »Ich ... wie? Wie seid Ihr hier?«

